Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 155 (1987)

Heft: 13

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

KIRCHE

Schweizerische Kirchenzeitung

13/1987 155. Jahr 26. März

Die Förderung des Friedens durch Vertrauen und Wahrheit Botschaft der Präsidenten der Bischofskonferenzen Europas an die katholischen Gläubigen, an alle Christen und an die Menschen guten Willens in ganz Europa 201

Kann man heute vernünftig an Gott glauben? Der Streit zwischen Aufklärung und Glauben heute 204

Kann ein Glaubender vernünftig sein? Kann ein Vernünftiger glauben? Wie die heutige Problematik entstanden ist und heute beurteilt wird, erklärt
Theodor G. Bucher 204

Die Obdachlosen – Menschen am Rand unserer Gesellschaft Eine Besinnung von
Markus Kaiser 211

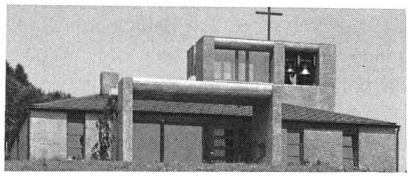
«Eucharistische Gastfreundschaft» Aus dem Seelsorgerat des Bistums Chur berichtet
Rita Frauch 212

Alt werden im Kloster
Ein Bericht von der Tagung «Umgang mit alten Menschen – Alter und Älterwerden in spiritueller Sicht» von
Gedeon Hauser 213

Hinweise
Für offenere Horizonte in unseren Kirchen, in unserer Gesellschaft 213
Hallelu-Hilfsmittel 213

Amtlicher Teil 213

Neue Schweizer Kirchen
Rochus-Kapelle, Schlierbach (LU)



Die Förderung des Friedens durch Vertrauen und Wahrheit

Brüder und Schwestern

Als Bischöfe Europas, in Gemeinschaft mit Papst Johannes Paul II., fühlen wir uns gemeinsam mitverantwortlich für die Förderung des Friedens in der Welt, besonders in Europa.

Gegenstand unserer Begegnung ist unser Auftrag, in unserem alten Erdteil die Botschaft des Evangeliums zu verkünden. Von hier aus wenden wir uns, als Präsidenten der Bischofskonferenzen ganz Europas, an unsere katholischen Gläubigen, an unsere christlichen Brüder und Schwestern und an alle Menschen guten Willens mit einem Aufruf zur Förderung des Friedens in Europa durch Vertrauen und Wahrheit.

Wir verstehen dieses Wort sowohl als Aufruf zu menschlicher Weisheit als auch als Deutung des Evangeliums. Denn wir bekennen uns dazu, dass «die Frohe Botschaft des Friedens» zur Herzmitte des Evangeliums Jesu Christi gehört. Wir sind überzeugt: neben der konkreten Zusammenarbeit zwischen unseren Ortskirchen ist einer der wichtigsten Beiträge, den wir zur Entfaltung des Friedens in Europa leisten können, die mutige Bekehrung zur Nachfolge Jesu und das vertrauensvolle Ausrufen dieses Evangeliums des Friedens.

Wir glauben, dass die tiefe Schau des Evangeliums das praktische Suchen nach dem Frieden durchdringen und bereichern kann und dass jeder Mensch guten Willens in allen politischen und gesellschaftlichen Systemen dafür offen ist.

Das Evangelium des Friedens

Aufgrund der Heiligen Schrift bekennen wir uns zum Glauben, dass der Mensch, als Geschöpf und Ebenbild Gottes, im Tiefsten seines Wesens stets auf den Frieden ausgerichtet bleibt. Wir glauben, dass alles Menschliche nach Frieden dürstet, des Friedens fähig ist: Als Frucht der schöpferischen Treue Gottes.

Wir glauben auch, dass der konkrete Mensch, so wie er lebt und denkt, nicht ohne weiteres friedfertig und friedliebend ist. Im Gegenteil: Ehrgeiz und Herrschsucht, Machtlust und Streit, Gleichgültigkeit und Hass sind uns durchaus nicht fremd.

Welch letzten Grund hat dieser Zustand des Nichtfriedens? Das Wort Gottes verweist uns auf das Geheimnis des Bösen, die Sünde, die Verweigerung Gottes und seiner Gerechtigkeit. In dieser Verweigerung suchen wir uns selbst zu verwirklichen, ohne Rücksicht auf Gott und folglich zu Lasten unserer Brüder und Schwestern. Wir glauben und bekennen indessen: Gott hat «uns durch Jesus Christus mit sich versöhnt». Durch sein Kreuz und seine Auferstehung haben wir «Frieden mit Gott». Ja, Christus ist «unser

Friede». Zugleich hat Gott uns durch ihn den «Dienst der Versöhnung» aufgetragen, damit wir uns auch mit unseren Brüdern versöhnen.

Der Friede wird aus der Umkehr geboren. Das Evangelium des Friedens beginnt darum notwendig mit einem Ruf zur Umkehr, der sich an alle richtet. Dies ist der einzige Weg.

Das Evangelium verheisst uns den Frieden als Frucht dieser Umkehr, nicht nur als ein anzustrebendes Ideal und zu erfüllende Aufgabe, sondern zunächst als eine gegebene Gnade. Der Gott des Friedens bietet uns den Frieden als konkrete Möglichkeit an, inmitten unserer konkreten Geschichte. Das Evangelium verwirft jeden Skeptizismus und jeden Fatalismus; es verlangt nach einem lebendigen und wirksamen Glauben.

Wir sehen diesen Frieden Gottes oder diesen Frieden Christi als einen inneren und geistigen Frieden, als einen Frieden mit Gott und mit sich selbst, aber zugleich als einen äusseren und geschichtlichen Frieden, sichtbar und lebbar, zwischen Einzelpersonen, Gruppen, Nationen und Völkern.

Christus Jesus, unser Herr, «der die Mauer des Hasses niedergerissen hat» und «der unser Friede ist», ruft uns dazu auf, selber auf dem Weg des Friedens voranzuschreiten. Er lädt uns ein, jene zu lieben, die wir – zu Recht oder zu Unrecht – unsere «Feinde» nennen. Er erwartet von uns, dass wir den ersten Schritt tun und Risiken eingehen, um zur Versöhnung zu gelangen. Selig nennt er die Friedfertigen, die Friedensstifter. Er verlangt von seinen Jüngern eine Praxis des Friedens und der Versöhnung.

Versöhnung zwischen den Christen

Ein erster Versöhnungsauftrag ist uns europäischen Christen von unseren Glaubensspaltungen her gegeben. Hier in Europa erfolgte, wie uns der Papst in einem Schreiben in Erinnerung rief, «der schmerzliche Bruch zwischen Morgenland und Abendland, unter dem die Kirche heute noch leidet», und dann auch «der andere schwere Riss des ‹nahtlosen Gewandes›, den man die protestantische Reformation nennt».

Mit dem Papst müssen wir folgenden Schluss ziehen: «Europa ist das ‹Vaterland›, in dem diese religiösen Spaltungen entstanden sind. Europa hat also in besonderer Weise die Pflicht, jene Wege zu suchen, die am besten geeignet sind, diese Spaltungen möglichst bald zu überwinden.»

Der Rat der Europäischen Bischofskonferenzen freut sich über die ökumenischen Begegnungen, die zusammen mit der Konferenz europäischer Kirchen organisiert wurden. Wir verpflichten uns, diesen Weg weiter zu gehen. Aber wir rufen zugleich jeden einzelnen dazu auf, sich für die ökumenische Bewegung einzusetzen. Denn wir glauben, dass die Christen durch ihr eigenes Suchen nach Einheit zu einem lebendigen Zeichen für gegenseitiges Vertrauen und für den Aufbruch zu einem weltweiten Frieden werden können.

Europa: eine Geschichte von Kriegen und Versöhnungen

Europa hatte seit vierzig Jahren keinen Krieg mehr, aber es kennt auch noch keinen Frieden. Ethnische, soziale, politische und religiöse Unterschiede verursachen in vielen europäischen Staaten schwere Spannungen. Minderheiten fühlen sich unterdrückt. Und es gibt Leute, denen Gewalt oder Terror als letzter Ausweg erscheint.

Die schwerste Spannung in Europa ist immer noch der Konflikt zwischen Ost und West. Europa müsste die gemeinsame Siedlung aller östlichen und westlichen Völker sein. Aber konkret wird diese eine Siedlung durch eine Mauer zerschnitten: zwei unvereinbare Gesellschaftsformen; kein freier Personen- und Gedankenverkehr; unterschiedliche Sprachregelungen. Die unerhörte Anhäufung von Waffen und der Rüstungswettlauf breiten eine bleierne Angst aus. Sie binden Mittel, die doch für den friedlichen Aufbau der menschlichen Gesellschaft eingesetzt werden könnten, hier in Europa und überall in der Welt.

Es kommt noch dazu, dass die Spannungen zwischen östlichem und westlichem Europa einen Faktor bilden, der viele Konflikte ausserhalb Europas verschärft, zum Teil sogar unlösbar macht.

Wie es der Papst oft wiederholt hat, darf die Kirche diese Spaltung und diese Spannung nicht hinnehmen. Wir fühlen uns vor Gott und vor den Völkern Europas dafür verantwortlich, ihnen zu helfen, diese Spaltungen zu überwinden. Gewiss nicht durch Drohung oder Gewalt, sondern durch ausschliesslich friedliche Mittel.

Die Geschichte Europas lehrt uns, dass Aussöhnung nur unter bestimmten Bedingungen erfolgt und nicht ohne beträchtliche Anstrengungen. «Der Friede besteht nicht nur darin, dass kein Krieg ist; er lässt sich auch nicht bloss durch das Gleichgewicht entgegengesetzter Kräfte sichern; er entspringt ferner nicht dem Machtgebot eines Starken; er heisst vielmehr mit Recht und eigentlich ein ‹Werk der Gerechtigkeit› (Is. 32,17)... Dieser Friede kann auf Erden nicht erreicht werden ohne Sicherheit für das Wohl der Person und ohne dass die Menschen frei und vertrauensvoll die Reichtümer ihres Geistes und Herzens miteinander teilen. Der feste Wille, andere Menschen und Völker und ihre Würde zu achten, gepaart mit einsatzbereiter und tätiger Brüderlichkeit – das sind unerlässliche Voraussetzungen für den Aufbau des Friedens. So ist der Friede auch die Frucht der Liebe, die über das hinausgeht, was die Gerechtigkeit zu leisten vermag» (II. Vatikanisches Konzil, Gaudium et Spes, Nr. 78).

Die grosse Aufgabe: Vertrauen schaffen

Der Ost-West-Konflikt ist hart und schwer lösbar. Diese Tatsache hat einen entscheidenden Grund im gegenseitigen Misstrauen. Selbst die politische Welt sieht dies ein. So hat die KSZE-Konferenz von Helsinki die «Vertrauensbildung» in die Mitte des politischen Suchens gerückt. Die Schlussakte dieser Konferenz wird in ganz Europa als bedeutsames Dokument geschätzt, das ein wirkliches europäisches Bewusstsein bezeugt und einen guten Weg für weitere Vertrauensbildung weist. Dies begrüssen wir sehr, denn auf Dauer wird es nicht genügen, Absprachen und Abkommen nur auf zufällige Interessengleichheit zu gründen. Man muss sie auf Vertrauen gründen. «Es gilt, das gegenseitige Vertrauen zurückzugewinnen und aufzubauen. Das aber ist ein schwieriges Problem. Vertrauen gewinnt man nicht durch Gewaltanwendung. Auch nicht durch blosse Erklärungen. Vertrauen muss man sich mit konkreten Gesten und Taten verdienen» (Johannes Paul II., Homilie, 1. Januar 1980).

Wer Vertrauen stiften will, muss den Teufelskreis des Misstrauens durchbrechen. Er darf den Gegner nicht dämonisieren und in ihm nur Bosheit oder schlechten Willen sehen. Man muss unterscheiden zwischen dem Bösen, wie es sich in Systemen und Strukturen zeigt, und dem Bösen im Menschen. Man muss alles achten und für alles offen sein, was eine Grundlage der Verständigung und Versöhnung sein kann. Dazu gehört auch der Versuch, sich mit den Augen des Gegners zu sehen. Die Fähigkeit, hellhörig für Friedenssignale zu sein, ist heute eine hohe politische Tugend.

Ohne Kontakte und Gespräche werden solche Signale nicht wahrgenommen oder nicht richtig verstanden. Wer sich isoliert,

kann das Misstrauen nicht überwinden; er bleibt misstrauisch, weil er sich an Misstrauen gewöhnt hat. Es kommt deshalb darauf an, Kontakte und Gespräche auf allen Ebenen zu fördern. Der Verkehr der Menschen über die Grenzen hinweg, der Austausch von Informationen und Meinungen sind unverzichtbare Beiträge, um wechselseitiges Vertrauen zu begründen und auf sichere Grundlage zu stellen.

Auf der politischen Ebene kommt es vor allem darauf an, den Gegner von der eigenen Glaubwürdigkeit zu überzeugen: durch eine klare, unmissverständliche, verlässliche und berechenbare Handlungsweise; durch eine Aufrichtigkeit, die ihrerseits zu Aufrichtigkeit einlädt.

Gegenseitiges Vertrauen kann aber auch aus neuen Formen der Zusammenarbeit herauswachsen. Wir denken hier nicht nur an wirtschaftliche Zusammenarbeit und wissenschaftlichen Austausch, sondern zum Beispiel auch an eine wirksamere Zusammenarbeit im Bemühen um ein gemeinsames internationales Recht und zur Stärkung der internationalen Institutionen, wie auch an eine vermehrte Zusammenarbeit zugunsten der Länder der 3. Welt.

Auf solche vielfältige Weise Misstrauen abzubauen und Vertrauen zu bilden trägt vor allem auch dazu bei, dass man gemeinsam zu den notwendigen wirksamen Schritten zur Abrüstung gelangt. Wie das wechselseitige Misstrauen lange Jahre den Rüstungswettlauf begünstigt hat, so braucht es jetzt vor allem Vertrauen, um dieses hochgesteckte gemeinsame Ziel tatsächlich zu erreichen.

Förderung des Friedens durch die Kraft der Wahrheit

Der Konflikt zwischen Ost und West ist sicherlich auch ein Interessen- und Machtkonflikt. Aber vor allem ist er ein Konflikt um Werte. Jede Seite kämpft für ein politisches, wirtschaftliches und gesellschaftliches System, das nach ihrem Urteil dem System der anderen Seite überlegen ist. Nun sind Werte wie Gerechtigkeit, Freiheit, Solidarität und Wahrheit in einer konkreten Gesellschaft nie vollkommen oder endgültig verwirklicht. Auch ist jede konkrete Politik, jede konkrete Gesellschaftsordnung eine Mischung von Bösem und Gutem. Aber im Ost-West-Konflikt handelt es sich um die Spannung zwischen zwei grundsätzlich verschiedenen Auffassungen von dem, was der Mensch ist: sein Wert als Einzelperson und als gesellschaftliches Wesen, seine Rechte und Pflichten gegenüber der Gesellschaft, seine Berufung und seine Bestimmung. So erscheint uns der Ost-West-Konflikt zutiefst als Wahrheitskonflikt, als Konflikt um die Wahrheit über den Menschen.

Geschichte und Gegenwart liefern leider zahlreiche Beispiele, dass Menschen wegen ihrer ethischen der religiösen Überzeugung verfolgt werden. Wie aber soll jemand an die Friedensbereitschaft und Friedensfähigkeit eines Partners oder einer Regierung glauben, wenn diese ihn zu entfremden versucht, indem sie Zwang auf die Mitte seiner Existenz ausüben? Welche Hoffnung auf sozialen und politischen Frieden verspricht derjenige, der in den Menschen gleichzeitig den Frieden mit sich selbst und mit ihrem Glauben zerstört? Für die geistige und persönliche Identität sind die Menschen bereit, sogar ihr Leben zu opfern. Die Märtyrer aller Systeme belegen dies. Solche Konflikte über die Wahrheit des Menschen sind so alt wie die Menschheit selbst. Sie bilden die eigentliche Dramatik der Geschichte. Sie werden nie aufhören, denn das menschliche und geschichtliche Suchen nach voller Wahrheit ist nie endgültig abgeschlossen.

Sicher ist, dass Macht oder Gewalt keine geeigneten Mittel sind, Wahrheitskonflikte auszutragen. Im Gegenteil, Gewalt entsteht dort, wo Menschen nicht mehr nach der Wahrheit leben dürfen, der sie sich zutiefst verpflichtet wissen. Weltweit, und auch in Europa, sind Menschen und Völker bereit, alles zu opfern, wenn sie nur so sich selbst und ihrer innersten Überzeugung treu bleiben können. Denn die Lüge über sich selbst können sie ohne völlige Selbstaufgabe weder zulassen noch verteidigen.

Frieden erfordert eine Welt und eine Gesellschaft, in der kein politisches System mehr Märtyrer schafft. Frieden ist ein Zusammenleben der Menschen, in dem die tiefe Überzeugung eines jeden sich nicht von der Überzeugung anderer bedroht sieht – allerdings auch nicht von einem kollektiven Desinteresse an der Wahrheit oder von einem oberflächlichen oder verkehrten Verständnis der Freiheit im Sinn von Bindungslosigkeit.

Frieden setzt eine Welt voraus, wo die Wahrheit geachtet wird und wo der Kampf um die Herzen der Menschen jeglicher Gewaltanwendung entsagt. Frieden setzt eine Welt voraus, wo die grundlegenden Rechte der Menschen mit den Mitteln des Rechts gewahrt werden. Die Geschichte zeigt nun, dass es ein Scheinsieg ist, wenn man den Kampf um die Herzmitte der Menschen durch den Kampf um dessen Peripherie ersetzt. Kurzfristige Erfolge waren oft Vorboten langfristiger Niederlagen. Beim Kampf um die Herzen der Menschen werden Waffen und Gewaltinstrumente zusehends machtloser.

Wie also die Gewalt im Einklang mit der Lüge schreitet, so schreitet der Friede im Einklang mit der Wahrheit. «Die Gewalt schwimmt in der Lüge und hat die Lüge nötig ... Die erste Lüge, die grundlegende Unwahrheit besteht darin, nicht an den Menschen zu glauben, an den Menschen mit seiner Fähigkeit zur Grösse, aber auch in seinem Bedarf an Erlösung vom Bösen und von der Sünde, die in ihm ist» (Johannes Paul II., Botschaft zum Weltfriedenstag 1980).

Den Frieden fördern heisst also: die Wahrheit erneuern. «Die Wahrheit erneuern, das bedeutet zunächst, die Gewaltakte in allen Formen bei ihrem wahren Namen zu nennen ... Die Wahrheit als Kraft des Friedens stärken bedeutet, sich ständig zu bemühen, auch für sich selbst nicht die Waffen der Lüge zu benützen, und sei es auch für einen guten Zweck» (ebd.). Der Mensch, der zum Frieden bereit ist, verzichtet darauf, den Gegner systematisch und radikal herabzusetzen, seine Handlungen und die soziokulturellen Strukturen, in denen er handelt und denkt. Er «weiss den Teil der Wahrheit anzuerkennen, den es in jedem menschlichen Werk gibt, und vor allem auch jene Möglichkeit zu grösserer Wahrheit, die im tiefsten eines jeden Menschen immer vorhanden ist» (ebd.). Die Wahrheit als Kraft des Friedens zu achten und zu erneuern steht auch nicht im Widerspruch zur Kontakt- und Dialogbereitschaft: «Jeder Mensch, ob gläubig oder nicht, kann und soll sich bei allem klaren Wissen um eine mögliche Verhärtung seines Bruders genügend Vertrauen bewahren in den Menschen und seine Fähigkeit, vernunftgemäss zu handeln, in seinen Sinn für das Gute, für Recht und Gerechtigkeit, in seine Fähigkeit, zu hoffen und den Bruder zu lieben, – um auf das Mittel des Dialogs zu setzen ...; dabei darf man natürlich nicht aus Feigheit oder Zwang das aufgeben, was man als wahr und gerecht erkennt; das ergäbe einen schlechten Kompromiss» (Johannes Paul II., Botschaft zum Weltfriedenstag 1983).

Beitrag der Kirche zur Förderung des Friedens

Es gibt Ideologien und Gesellschaftssysteme, welche die Spannungen zwischen den Nationen verschärfen. Bedrohlich scheint vor allem die Art und Weise zu sein, wie Ideen ausgebreitet und wie ihre unvermeidliche Konkurrenz geregelt wird. Wenn die Staaten der Alten Welt ein Beispiel aufrichtiger und friedlicher Konkurrenz vorleben könnten, würden sie einen gewichtigen Beitrag zur friedlichen Regelung der Konflikte liefern, die weltweit im Gang sind oder uns bevorstehen könnten.

Die katholische Kirche, wie auch die anderen christlichen Kirchen, lebt in Europa unter verschiedenen Völkern, die sich ihrerseits in unterschiedlichen gesellschaftpolitischen Systemen befinden. Wir plädieren für

mehr Kontakte unter den Gläubigen, Priestern und Bischöfen der Ortskirchen des Ostens und des Westens. Es besteht offenbar ein grosser Mangel an gegenseitiger Information, und die Auffassungen und Beurteilungen von Kultur, Geschichte und Alltagsleben sind oft nicht korrekt. Man kann viel voneinander lernen. Auf diese Weise könnte die Kirche noch mehr als bisher die ihr eigene Friedens- und Versöhnungskraft im Dienst Europas wirksam und spürbar werden lassen.

Die katholische Kirche versteht sich weder als Teil noch als Konkurrent der verschiedenen politischen Systeme. Sie kann in jedem politischen System leben, wenn dieses System nur die Menschenrechte und insbesondere die Religionsfreiheit achtet. Sie anerkennt dankbar das Gute in jedem System, welches für das Gemeinwohl getan wird. Wenn sie Kritik anbringt, erfolgt dies im Dienst eben dieses Gemeinwohls.

Wir rufen auch, im Blick auf den Ost-West-Konflikt, die Regierungen auf, die unerhörte Friedenschance der grossen europäischen Solidarität völlig zu nutzen. Diese Solidarität müsste zu einer ethischen, kulturellen und geschichtlichen Solidarität entfaltet werden. Sie müsste zu einer politischen Solidarität führen.

Ist die Sprache, in welcher die Gegner in den Schulen und in den Medien dargestellt werden, nicht häufig negativ, so dass sie Vorurteile weiterverbreitet, anstatt eine objektive und sogar sympathische Information zu geben? Suchen die Regierungen für die grossen Probleme nicht allzuoft eigennützige Lösungen, und fehlt bei Verhandlungen nicht manchmal der aufrichtige Wille, tatsächlich zu Lösungen zu gelangen?

Die katholische Kirche bietet offen ihre Mitarbeit an, damit die Liebe und die Gerechtigkeit Politik und gesellschaftliches Leben beeinflussen, im Blick auf eine «Zivilisation der Liebe». In diesem Sinn erklärt sich die katholische Kirche solidarisch mit allen Menschen guten Willens in jedem politischen und gesellschaftlichen System. Aber sie verlangt mit vollem Recht für ihre eigenen Gläubigen und ihre Brüder und Schwestern in anderen christlichen Bekenntnissen und in anderen Religionen die volle Freiheit, nach ihrem Glauben und ihrer Religion zu leben. Sie fordert auch alle politischen Verantwortlichen auf, uneingeschränkt auf jeden Druck gegenüber Gläubigen zu verzichten.

Aufruf

Euch Katholiken in Europa rufen wir auf, euch ohne Zögern für den Frieden einzusetzen. Leistet überall, wo Ihr könnt, Euren Beitrag zur Entfaltung eines grösseren Vertrauens zwischen den Völkern des Ostens und des Westens im Suchen nach der Wahrheit und in der Kraft der Wahrheit.

Als Gläubige vertrauen wir alle auf die Kraft unseres Gebetes. Wahrer Friede ist immer auch eine Gabe Gottes, eine Gnade von oben. Darum müssen wir ihn durch ein vertrauensvolles und inständiges Gebet erflehen. Und der Herr der Geschichte wird ihn uns geben.

Wer Gott liebt, so sagte der hl. Thomas von Aquin, hat Frieden in sich und mit sich selbst. Dieser friedfertige und versöhnte Mensch kann Frieden stiften, wo Hass und Gewalt herrschen. Einsatz für eine «Zivilisation der Liebe» und eine Politik der Liebe fordert unsere Bekehrung zum Frieden Christi.

Brüder und Schwestern in Christus, «der Herr des Friedens schenke euch den Frieden zu jeder Zeit und auf jede Weise. Der Herr sei mit euch allen!» (2 Thess 3,16).

Dieburg (BRD), 8. März 1987

Zusammenkunft der Präsidenten der europäischen Bischofskonferenzen

Theologie

Kann man heute vernünftig an Gott glauben?

Der Streit zwischen Aufklärung und Glauben ist noch nicht ausgestanden, auch wenn heute vieles, was einst als strikter Widerspruch zum Glauben verstanden wurde, vom Glauben «verkraftet» wurde; zu erinnern wäre etwa an das kopernikanische Weltbild (Galileo Galilei) oder an die Evolutionstheorie (Charles Darwin). Aber immer noch ist für viele Zeitgenossen Vernunft und Glaube, Wissenschaft und Religion absolut unvereinbar: «Es muss doch wieder einmal gesagt werden, dass glauben für den Naturwissenschafter grundsätzlich verboten ist» (NZZ Nr. 53, 5. März 1986). Wieder andere sehen zwar keinen grundsätzlichen Widerspruch zwischen Vernunft und Glauben, fühlen sich aber als Menschen, die vernünftig glauben wollen, durch den religiösen Pluralismus und durch verschiedene christliche Glaubensinhalte verunsichert oder provoziert. Dieses Problem behandelte die letztjährige öffentliche Vorlesungsreihe der Theologischen Hochschule Chur; daraus werden wir einzelne, zum Teil überarbeitete, Beiträge in nächster Zeit veröffentlichen können. Im folgenden ersten Beitrag wird das Problem grundsätzlich angegangen; in weiteren Beiträgen werden Themen aufgegriffen, welche die Vernünftigkeit des Glaubens überhaupt oder des christlichen Glaubens im besonderen in Frage zu stellen scheinen.

Redaktion

Kann ein Glaubender vernünftig sein? Kann ein Vernünftiger glauben?

Der Ungläubige glaubt mehr als er meint der Gläubige weniger als es scheint.

Grillparzer

Kann ein vernünftiger Mensch heute noch glauben? Eine beliebte Art der Philosophen, mit Fragen umzugehen, besteht darin, dass man erklärt, die Frage sei falsch gestellt. Bisweilen mag das eine Ausflucht sein. Doch für unser Thema ist es tatsächlich eine Fragestellung, die aus einer ganz bestimmten Problematik hervorgegangen ist, die auffallend zeitbedingt ist. Ich benutze daher die Frage: Kann ein Vernünftiger heute noch glauben? nur als Leitfaden oder Andeutung für den Weg, auf den ich Sie führen möchte.

Zuerst möchte ich kurz etwas zum Wort Glauben sagen. Dann möchte ich etwas ausführlicher auf die Entstehung der heutigen Problematik eingehen und dann vor allem zeigen, wie diese Art des Redens entstanden ist und heute beurteilt wird.

1. Zum Wort «Glauben»

Sie bringen eine mindestens vage Kenntnis von der Bedeutung des Wortes Glauben mit. Ich benutze hier Glauben im religiösen Sinn, also etwa in der Art: Ich glaube, dass es einen Gott gibt, ich glaube, dass er der Schöpfer der Welt ist, dass mein Endziel dieser Gott ist usw.

Das Wort *glauben* hat zwar immer eine religiöse Bedeutung miteingeschlossen, aber ausführlich wird die Bedeutung innerhalb der Philosophie erörtert in einem Gebiet, das man Erkenntnistheorie nennt. Und da werden die Weichen gestellt mit der Frage: Wie kann ich erkennen, oder welche Erkenntnisse sind sicher und zuverlässig? Von den Griechen her haben wir die bekannte Zweiteilung bekommen zwischen Meinen und Wissen. Meinen ist das, was man so gemeinhin etwa für richtig hält, und Wissen das, wovon man sicher ist, dass es so ist. Meinen ist also etwas Vages, Verbesserungsbedürftiges, Wissen etwas Zuverlässiges, Abgeschlossenes. In diesem Kontext steht das Wort Meinen durchwegs gleichbedeutend mit Glauben, etwa im Sinn von: «Ich glaube, ich habe schon einmal etwas davon gehört.» Worauf ich bei dieser Einteilung den Blick lenken möchte, das ist die Bewer-

tung, mit der die beiden Erkenntnisfähigkeiten bedacht werden: Meinen oder Glauben hat nur unbedeutenden Anteil an der Wahrheit verglichen mit dem Wissen.

Sobald wir nämlich Glauben mit Wissen konfrontieren, scheint sich eine grundsätzliche Zweideutigkeit im Wort glauben zu enthüllen. In einem ersten Sinn kann Glaube tatsächlich aufgefasst werden als Vorstufe zum Wissen. Beispiel: Ist der Kanton Graubünden grösser als der Kanton Bern? Wenn jemand zur Antwort gibt: «Ich glaube, es ist schon so», dann entgegnen wir mit Recht: Hier wäre Wissen besser. Tatsächlich schätzen wir die Information höher ein, die genau sagt, der Kanton Graubünden ist 1050 km^2 grösser als der Kanton Bern. In diesem Beispiel, dem beliebig weitere anzufügen wären, ist Glaube eine Vorstufe zum Wissen. In solchen Situationen habe ich für gewöhnlich klare Vorstellungen, wie der Glaube zu überwinden und in Wissen überzuführen wäre. Diesen Glaubensbegriff können wir denn auch kurz Vorstufe zum Wissen nennen. Wir werden ihn noch ausführlicher kennen lernen, was besonders dann zu einer unerfreulichen Begegnung wird, wenn er mit einer bestimmten Philosophie verknüpft wird, die nicht ausdrücklich vorgestellt wird.

Nun gibt es noch eine andere Form von Glauben, die allem Anschein nach äusserst wenig mit der vorangegangenen Art zu tun hat. Ich möchte diese Glaubensart an einem Beispiel einführen:

Ein vielversprechender junger Mann, der soeben seine Studien abgeschlossen hat, erwägt den Gedanken, mit einem Partner ein Geschäft zu eröffnen. Als Neuling lässt er sich von seinem erfahrenen Vater und mehreren Freunden beraten. Alle Gesichtspunkte werden durchgegangen, doch die Lage scheint günstig, die Risiken gering. Da hat es der Glaube leicht zu siegen, ein Glaube, der sich auf die Wahrscheinlichkeit langjähriger Erfahrungen stützt und nach menschlichem Ermessen durch eine glückliche Zukunft belohnt wird.

Wie unklar dieser Glaubensbegriff vorerst sein mag, offensichtlich ist er nicht auf Wissen zu reduzieren. Oder sollte man etwa dem Unternehmer raten, vom zukünftigen Geschäftspartner eine Röntgenaufnahme oder eine Tomographie zu verlangen? Vielleicht schon eher eine psychologische Abklärung über Charaktereigenschaften, Belastungsfähigkeit, Ausdauer, Eignung zur Zusammenarbeit usw. Aber auch der Psychologe kommt in unserem Fall zum Resultat: Unter diesen geradezu einmaligen Voraussetzungen kann nichts schiefgehen.

Das ist keine erfundene Geschichte. Ich habe während der Osterzeit einen deutschen Unternehmer getroffen, der sich für einen Monat in ein Kloster zurückgezogen hat, nachdem seine 12jährige Geschäftstätigkeit trotz günstigster Startprognosen zerbrochen ist. Nicht die harte Konjunkturlage, nicht Einmischungen von Gewerkschaften, nicht Fehlberechnungen haben dies bewirkt, sondern das zunehmende Fremdwerden auf menschlicher Ebene. Und was den Geschäftsmann nach eigenen Angaben am meisten bedrückt, das ist der Umstand, dass sein Partner der eigene Bruder ist.

Mit religiösem Glauben hat das noch recht wenig zu tun. Es geht um Vertrauen in den Mitmenschen, um die Überzeugung, dass ich mich in einer unvorhersehbaren Lage auf ihn verlassen kann. Ob dieses Vertrauen gerechtfertigt ist, das vermag auch die fortgeschrittenste Psychologie nicht mit Sicherheit vorauszusagen. Damit will ich vorderhand nur andeuten, dass auf der Alltagsstufe eines jeden Menschen bereits sehr bedeutsame Entscheidungen zu treffen sind, die wir nicht der Wissenschaft zur Abklärung überlassen können, für die wir selber geradezustehen haben.

An diesem Punkt werden nun widersprüchliche Züge unserer Gesellschaft offensichtlich. Unbeirrt wollen viele Menschen den Glaubensbegriff einschränken auf das unvollendete Wissen, sie machen daraus die einzige Glaubensform, während doch alle auch eine ganz andere Alltagserfahrung gemacht haben, nämlich wie wohltuend es ist, vor den grossen Schritten im Leben Eltern und Freunde neben sich zu wissen, denen man sich anvertrauen kann, auch wenn es letztlich nichts ändert, dass die Entscheidung in meiner persönlichen Einsamkeit zu treffen ist. Seit 300 Jahren redet man davon, als ob die persönliche Erfahrungswelt entzaubert worden sei und sozusagen vom Wissen verwaltet würde. Diese nachmittelalterliche Tradition spielt sich gerne als «die Wissenschaft» auf mit dem Anspruch, die wichtigsten Probleme seien gelöst oder gerade dabei gelöst zu werden, und damit sei auf Gott zu verzichten. Hier wird nun Gott unversehens in das Meinen-Wissen-Schema hineingezwängt, als ob wir ihn deshalb verehrt hätten, weil wir nicht über unbeholfene Meinungen in der Naturerkenntnis hinausgelangt wären, doch vom jetzigen hohen Stand des Wissens aus sei er überflüssig geworden.

Abgesehen davon, dass hier eine kindlich-arglose Gottesvorstellung postuliert wird, ist die ganze Argumentation selbstzerstörend. Zu allen Zeiten wird nämlich die Gegenwart wegen ihres hohen Wissensstandes bewundert und die Vergangenheit wegen ihrer Unwissenheit verachtet. Nun ist die Gegenwart von heute die Vergangenheit von morgen. Und wenn nun der ausgebootete Gott in diese ständig wachsende Vergangenheit hinein verlängert werden muss, warum nicht in die Gegenwart? Die Vorstellung dieses Lückenbüssergottes beruht auf der falschen Annahme, die Wissenschaften seien dabei, uns letzte Wahrheiten über die Welt zu verschaffen. In Wirklichkeit weiss doch jeder von uns, dass kein Forschungsinstitut auf der ganzen Welt mir eine verbindliche Garantie geben kann, ob ich in zehn Jahren meinem Geschäftspartner noch vertrauen darf.

Ich möchte mich mit diesen beiden scheinbar gänzlich verschiedenen Arten von Glauben begnügen. Der eine Glaube ist unvollkommenes Wissen und sollte durch echtes Wissen ersetzt werden, während der andere Glaube eine Art Vertrauen darstellt, das zwar auch wachsen kann, das aber offenbar gänzlich ausserhalb der Reichweite des Wissenschaftlers steht.

Die Gegenüberstellung dieser zwei Glaubensweisen genügt, um die Ursachen zu verstehen, die unsere Problematik angeregt haben, ob der Vernünftige glauben kann. Es ist die Vorstellung, dass wir die Dinge so zu nehmen haben, wie sie sind. Da unsere Erkenntnis – das lehrt uns die Erfahrung zur Genüge – nicht immer höchste Zuverlässigkeit verdient, kommt uns glücklicherweise die Wissenschaft zu Hilfe. Was unklar und verschwommen war, das erkennen wir jetzt in wissenschaftlicher Exaktheit. Zwar ist die Wissenschaft noch unterwegs, aber je mehr Zeit wir ihr lassen und je mehr Mittel eingesetzt werden, um so deutlicher wird die Erwartung, dass sich im Grunde die zweite Bedeutung aufhebt und auf die erste zurückführen lässt. Ängstliche Menschen fragen angesichts dieses Reduktionismus: Kann denn der Vernünftige vor dem unaufhaltbaren Aufbruch der Wissenschaft noch glauben? Ich möchte darauf eingehen, wie es zu dieser Fragestellung gekommen ist.

2. Der Glaube, der zum Wissen führt

Soweit wir die Geschichte überblicken können, hat es auf der einen Seite immer Zweifler an Gott gegeben, auf der anderen wurde der Glaube von denkenden Menschen seit jeher als ein Wagnis empfunden. Während sich die Leute in der Antike gefragt haben, ob es Götter gebe oder nicht, so hat sich inzwischen der Blickwinkel verschoben. Heute werden Argumente vorgebracht, die für oder gegen einen vernünftigen Gottesglauben sprechen sollen. Die ablehnenden Stimmen berufen sich dabei auf den von der Wissenschaft unterstützten gesunden Menschenverstand, der uns angeblich enthüllt, dass der Glaube eine Vorstufe des Wissens sei, die der denkende Mensch möglichst schnell zu durchlaufen habe. Diese Art, auf

den Glauben zu reagieren, ist verhältnismässig neu; sie ist vor etwa 300 Jahren aufgekommen, und seit etwa 200 Jahren sehen sich die meisten Gläubigen eines Tages damit konfrontiert. Wir begreifen die heutige Lage besser, wenn wir uns an einige Umwälzungen erinnern. Deshalb möchte ich kurz in die Geschichte zurückgreifen.

2.1 Wandlungen im 17. Jahrhundert

Beim Übergang vom 16. zum 17. Jahrhundert begann sich das Wissen auf breitere Volksschichten auszudehnen. Doch erkannten die allerwenigsten den Zusammenhang zwischen den beiden Ereignissen aus jüngster Zeit: Zum einen gab es Wissenschaftler, die wagemutige und glaubensfeindliche Behauptungen aufstellten, zum andern brachte das 17. Jahrhundert die bündige Formulierung von Teilbereichen des neuen mathematischen und mechanischen Weltbildes. Die Menschen waren stolz auf ihr Wissen, in Wirklichkeit lebten aber selbst die damaligen Gelehrten in einer erstaunlichen Unkenntnis der Natur. Daher konnte das 17. Jahrhundert zu einem eigentlichen Nährboden für den Aberglauben werden.

Der Aberglaube war in allen Volksschichten verbreitet. Selbst am Hofe Ludwigs XIV. lebten zahlreiche Astrologen. Zwar verstand es Colbert, vom König einen Erlass zu erwirken, der 1672 Schuldsprüche für Hexen verbot. Das war ein unübersehbarer Fortschritt. Dennoch wurden aufgrund der Bibelstelle Exodus 22,17–18 in Frankreich zwischen 1680–1700 weitere sieben «Zauberer» verbrannt. Erst nach dem Tod von Louis XIV. hörten diese Hinrichtungen auf. In England hielten es die beiden Philosophen Ralph Cudworth (1617–1688) und Henry More (1614–1687) für beinahe gotteslästerlich, dass einige Zeitgenossen daran zweifeln konnten, Hexen hätten die Fähigkeit, auf dem Besen durch die Luft zu reiten. Und als 1680 der gleiche Komet erschien, den wir vor einem Jahr bewundert haben und dessen regelmässiges Erscheinen von Halley berechnet wurde, da hat ein bedeutender Schriftsteller dies zum Anlass genommen, eine Kometenschrift herauszugeben. Es ist Pierre Bayle. Er gibt vor, mit dieser Kometenschrift den Aberglauben zu geisseln, der zu dieser Zeit gross war. Einige Angaben:

Im 15. und 16. Jahrhundert sind viele Kometen beobachtet worden. Für besonders gefährlich wurde das Auftauchen des Halleyschen Kometen von 1456 gehalten, der drei Jahre nach der Eroberung Konstantinopels durch die Türken Europa in Schrecken versetzte. Später kam die Legende auf, Papst Kalixt II. hätte den Kometen exkommuniziert. In Wirklichkeit ordnete er Bittgebete und Läuten aller Kirchenglocken an, um die Gläubigen aufzurufen, «mit reichen Gebeten jenen beizustehen, welche gegen die Türken kämpfen».

Nach verbreiteter Auffassung waren Kometen Anzeichen von Unglück. Eine Kometentabelle aus dem 16. Jahrhundert führt gleich das Unglück an, das die Kometen verursacht haben sollen. Solche Kometenkataloge waren weit verbreitet. Einige Auszüge:

– Anno 942 erschien ein Komet, und bald darauf folgte ein grosses Sterben unter dem Rindvieh und anderem Getier.

– Anno 1477 gab es einen Kometen, und dann wurde der stolze Karl von Burgund in Nantes erschlagen (Nantes ist rund 600 km vom wirklichen Todesort Nancy entfernt).

Der Höhepunkt war 1680. Aus Rom kam die Nachricht, während des Vorübergehens des Kometen am Himmel habe eine Henne ein Ei gelegt mit dem Bild des Kometen auf der Schale. Dieses Kometenei wurde in der führenden französischen wissenschaftlichen Zeitschrift *Journal des Sçavans* abgebildet und ernsthaft besprochen. In dieser aufgewühlten Stimmung musste die Kometenschrift von Pierre Bayle Erfolg haben.

Das Thema des Kometen und des Aberglaubens ist nun freilich bloss der Aufhänger für die Ideen von Bayle, mit denen er einen ganz anderen Zweck verfolgte. Pierre Bayle hatte unter der damaligen Religionsverfolgung zu leiden. Als Sohn eines französischen Pastors hat er die Jesuitenschule in der Region besucht, vermochte den Konversionsversuchen eines eifrigen Jesuitenpaters nicht zu widerstehen und wurde katholisch. Seine Familie und die Freunde setzten sich erneut ein, um ihn zum Glauben der Väter zurückzuführen, was denn auch gelang. In den Augen der Katholiken war er jetzt ein Abtrünniger, viele Protestanten – vor allem jene, zu denen er in irgendeiner Weise in ein Konkurrenzverhältnis trat – sahen in ihm eine Wetterfahne. Seine persönliche Lebensgeschichte mag wohl zu einem Teil seinen Eifer für die Verbreitung der Toleranz erklären. Und diese Toleranz propagiert er für den Alltag, ganz besonders auch für die Beziehung der verfeindeten Konfessionen. Mit Witz und Spott greift er literarisch an, was andern für heilig gilt; er entwertet Kirchengesetz und Heiligenverehrung, macht sich lustig über Bischöfe und Kirchenväter usw. Die ganze Schrift hinterlässt den Eindruck, dass es überhaupt nicht um Bekämpfung des Aberglaubens geht, auch nicht um eine Verbreitung von Toleranz, sondern um Bekämpfung der Religion. Der edle Atheist wird dem ruchlosen Gläubigen gegenübergestellt, und der Ausgang besagt letztlich, der Gläubige sei anfälliger für alle Arten von Aberglauben als der kühl denkende Atheist.

Pierre Bayle hatte überaus grossen Erfolg. Er hat später mit dem Titel *Dictionnaire* ein vielbändiges Lexikon herausgegeben, in dem ein grosser Teil des Wissens aus dem 17. Jahrhundert dargestellt ist, vor allem aber auch viele Vorbehalte gegen die Religion, gespickt mit Ausfällen gegen Rom.

Die Werke von Bayle sind die meistgelesenen Bücher des 17. Jahrhunderts geworden. Gegen sie hat nicht nur Leibniz die mehrere hundert Seiten umfassende *Theodizee* verfasst, sondern Voltaire hatte ständig den *Dictionnaire* von Bayle auf seinem Pult. Die Freidenker des 18. Jahrhunderts, La Metrie, Didérot, Helvétius, Voltaire, d'Argens usw. verbreiten die antireligiösen Gedanken.

2.2 Entwicklungen im 18. und 19. Jahrhundert

Bayle machte letztlich den religiösen Glauben verantwortlich für den Aberglauben. Selbstverständlich muss es das Anliegen eines jeden mitfühlenden Menschen sein, die Zeitgenossen von solch einfältigen Gedanken zu befreien. Anders als Bayle gingen die Engländer vor. Sie suchten nicht nach Ursachen, mit ihrem praktischen Sinn forderten sie Therapie. Als sich die angesehene wissenschaftliche Gesellschaft Royal Society in London – ihre Mitglieder waren durchwegs gläubige Christen – mit dieser Frage befasste, gingen sie von folgendem Sachverhalt aus: Magier, Alchemisten, Hexenmeister, Sterndeuter und Quacksalber behaupteten, im Besitz der Geheimnisse der Natur zu sein. Vom bösen Blick bis zum zukunftserschliessenden Horoskop, vom Hexenwahn bis zum Rezept der Goldherstellung gab es nichts, was nicht behauptet, und fast nichts, was nicht geglaubt wurde. Stimmt es, dass die Kühe krank werden, wenn ein Geheimzeichen in die Stalltüre eingebrannt wird? Trifft es zu, dass im Verlauf des ganzen Tages kein Teller zerbricht, wenn die Hausfrau am Morgen einen Spruch aufsagt, bevor sie den ersten Teller berührt? Die Royal Society machte sich daran, die Behauptungen, die in magischen Büchern standen, einzeln zu widerlegen. Weit verbreitet war etwa die Meinung, ein Hirschkäfer könne einen Kreidekreis auf einem Tisch nicht verlassen, wenn man um Mitternacht bestimmte Beschwörungsformeln hersage. Also wurde die Sitzung auf Mitternacht einberufen, man zeichnete einen Kreidekreis auf den Tisch, setzte unter genauer Beobachtung der Beschwörungsformeln den Käfer in die Mitte und beobachtete dann, wie er sehr vergnügt über den Kreis weglief.

Dieses Beispiel zeigt, dass man sich da auf eine Methode eingelassen hat, die zuverlässige wissenschaftliche Resultate ergibt.

Heute steht man dieser Methode überaus skeptisch gegenüber, solange der Anwendungsbereich nicht festgelegt ist. Tatsächlich drohte damals diese Wissenschaftsmethode in Grenzfällen ihrerseits zu einer Wirklichkeitsverfälschung zu werden, die gar nicht so weit vom Aberglauben entfernt war. So gab es etwa alte Berichte, die bezeugten, dass gelegentlich eisenhaltige Steine vom Himmel fielen, und in einigen Klöstern wurden solche Steine aufbewahrt. Im 18. Jahrhundert wurden nicht nur die Klöster aufgefordert, diese wertlosen Steine wegzuwerfen, sondern die Académie Française hat den Beschluss gefasst, Mitteilungen über derartige Steine nicht mehr entgegenzunehmen. Erst ein grösserer Meteorfall in der Nähe von Paris mit vielen Tausenden von kleinen Meteoreisensteinen zwang die Académie, ihren Widerstand aufzugeben.

Missgriffe der Wissenschaften werden immer erst später bekannt, und dabei wird die Trommel piano gerührt, verglichen mit dem Fortissimo, mit dem Entdeckungen angekündigt werden. So konnte denn im 19. Jahrhundert Ludwig Feuerbach gutgläubig den Atheismus von Bayle und die Erfolge der Wissenschaft zusammenfügen und erklären, das Christentum sei eine fixe Idee, die in schreiendem Widerspruch stehe zu den grossen Errungenschaften wie Lebensversicherungsanstalten, Eisenbahn und Dampfwagen. Die wahre Stellung der Religion sei die Periode der Unwissenheit, Unerfahrenheit und Unkultur. Es gebe nur den alten Gott oder keinen, doch der alte habe ausgedient, und daher könnten wir jetzt die Zeit, die wir früher für Gott verschwendet haben, dem Mitmenschen zukommen lassen. Über Marx ist diese Kritik am Glauben zur Luftverschmutzung unserer Tage geworden.

Die letzten drei Jahrhunderte hatten jedes ihr eigenes Thema. Das 17. versuchte sich vom Aberglauben zu befreien und propagierte zu diesem Zweck eine Weltbetrachtung ohne Gott. Das 18. Jahrhundert sah in der Welt eine ungeheure Maschine, die wie ein Uhrwerk abläuft. Wer ihre Gesetze kennt, beherrscht die Natur. Das 19. Jahrhundert muss durch Einsichten in Physiologie, Psychologie, und nicht zuletzt in die Elektrizität, zugeben, dass die Welt nicht einfach als mechanisch bewegter Stoff zu verstehen ist, eher als Kraft. Leben ist kein Zustand, der durch Materialismus erklärt wäre.

Wenn ich hier systematisiere, so dürfen die Jahrhundertgrenzen selbstverständlich nicht als strenge Zäsuren verstanden werden. Das gilt vor allem auch, wenn ich nun von der neuen Lage im 20. Jahrhundert spreche, deren Wurzeln in die Anfänge des 19. Jahrhunderts reichen.

3. Ein neuer Anfang

Die kurzen Andeutungen zum geschichtlichen Verlauf haben uns gezeigt, dass mindestens in unserem Kulturraum Glauben und Wissenschaft nebeneinander einhergehen und zum Teil ziemlich enge Bindungen aneinander haben. Der Glaube treibt die Menschen zum Gebrauch des Denkens. Galilei macht von dieser Freiheit Gebrauch und versteht die Bewegung der Sterne als reine Zahlenverhältnisse. Und Brecht sagt: «Die moderne Wissenschaft ist die legitime Tochter der Kirche, sie hat sich emanzipiert und gegen ihre Mutter gewandt.» Die Frage ist, ob denn der Glaube notwendig in Konflikt geraten muss mit fortschreitender Zunahme an Wissen. Das 20. Jahrhundert bringt uns dazu eine überraschende Antwort, die wir – wie die früheren Angriffe ebenfalls – den Naturwissenschaften zuzuschreiben haben.

Die ganze Konzeption, der Glaube werde durch fortschreitende Wissenschaft erdrückt, ist nur auf einer ganz bestimmten philosophischen Voraussetzung aufrechtzuerhalten. Die Philosophen sprechen da vom naiven Realismus. «Naiv» ist hier in einem wissenschaftlichen Sinn zu verstehen. Gemeint ist damit nicht etwa einfältig oder dumm, sondern zu wenig durchdacht, wie wir im nachhinein feststellen müssen. Der naive Realismus ist die weitverbreitetste Ansicht; sie wird meistens als Dogma vertreten von Jugendlichen, die ihre ersten Schulstunden in Physik und Chemie hinter sich gebracht haben. Es ist auch die Auffassung, die uns von den öffentlichen Medien täglich verkündet wird, eine Ansicht, an die ohnehin die meisten Leute glauben. Deshalb ist zu befürchten, dass die Mehrheit der Gläubigen ebenfalls in diesem naiven Realismus befangen sein dürfte und daher eine Art zweispuriges Leben führt, das ihnen immer wieder Mühe macht, weil sie mit Brecht glauben, aufgrund eines religiösen Bekenntnisses würde man sich von der vernünftig denkenden Gesellschaft ausschliessen. Das Armseligste ist, dass die meisten Leute nie über diese Grundlagen nachdenken und sich deshalb nicht einmal bewusst werden, wie gross der Abstand geworden ist zwischen dem Realismus der heutigen Wissenschaftsauffassung und ihrem eigenen naiven Realismus, von dem sie sich beeindrucken lassen. Nicht nur Jugendliche, auch solche, die vom Alter her zu gereiftem Vernunftgebrauch gelangt sein müssten, empören sich über die Zumutung, es liesse sich bei ihnen naiver Realismus nachweisen. «Ich brauche keine Philosophie, ich weiss ja nicht einmal genau, was das ist, mir genügt der gesunde Menschenverstand, den ich durch regelmässiges Zeitunglesen auch noch weiterbilde.» Wer so redet, kommt mir vor wie jener Tierfreund. Er schnitt dem Rehpinscher die Ohren ab. Aber damit es nicht so weh täte, jeden Tag nur ein kleines Stück. Auch das wäre naiver Realismus. Nun, ich möchte diesen Begriff noch etwas genauer umschreiben, damit man besser versteht, warum der naive Realismus bei einem denkenden Menschen seit einem Jahrhundert nicht mehr vorkommen sollte.

Der Grundgedanke des naiven Realismus liegt darin, dass ich mit jedem Erkenntnisfortschritt der Wahrheit der Wirklichkeit etwas näher komme, oder einfacher gesagt, dass ich nach jeder Untersuchung besser weiss, was die Wirklichkeit ist. Nun, was sollte daran nicht richtig sein? Wenn die vorgesehene Erwartung nicht eintrifft, so kann das doch nur daran liegen, dass ich schlecht gemessen habe oder ganz allgemein meine Kontrollinstrumente flüchtig eingesetzt habe, oder vielleicht auch, weil ich Dinge hinzugedacht habe, die gar nicht vorhanden sind. Hier setzt die Problematik ein, die ich an einem kleinen Beispiel erläutern möchte.

Nehmen wir an, wir haben zwei Punkte. Die kürzeste Verbindung zwischen ihnen ist die Gerade. Als Beispiel einer solchen Verbindung diene ein Lineal. Wenn ich exakt vorgehen will, dann ist Holz eben nicht ganz gerade, wahrscheinlich wäre ein Glaslineal exakter oder noch besser ein ganz dünner Faden. Nun kann ich aber auch den gespannten Faden als nicht völlig gerade bezeichnen. Falls ich noch anspruchsvoller bin, so ist der geradeste Gegenstand, der mir zur Verfügung steht, der Lichtstrahl. Also schicke ich einen Lichtstrahl von einem Punkt zum andern. Unter höchsten wissenschaftlichen Anforderungen ist nun auch dieser Lichtstrahl nicht gerade, denn wie uns die Physiker sagen, wird er durch Massen gebeugt, so dass er also die Tendenz hat, sich wie ein nicht ganz gespannter Faden zu verhalten. Nun frage ich aber, was ist denn eine Gerade von höchster wissenschaftlicher Exaktheit? Das gibt es nicht. Die exakte Gerade gibt es nur in unserer Vorstellung, sie ist Theorie; in der Praxis existiert sie nicht. Und dies betrifft nun nicht bloss die Gerade, sondern wesentliche Elemente der Geometrie, der Logik und vor allem auch der Physik.

Die naiven Realisten sind nun alle jene, die nicht merken, dass es sich hier um Fiktionen und nicht um Wirklichkeiten handelt. Es gibt weder Geometrie als exaktes Abbild der Wirklichkeit noch entsprechende Logik, auch nicht Raum oder Zeit. Das sind lauter theoretische Konstruktionen, die von Menschen erfunden wurden und mit denen wir einigermassen an die Dinge herankommen.

Ein wichtiger Punkt, an dem sich nun die Wissenschaft vollständig vom naiven Realismus trennt, das ist die Vorstellung, dass Experimente uns um so näher an die Wirklichkeit heranführen, je sorgfältiger sie aus-

geführt sind. Je komplexer und komplizierter Experimente sind, um so mehr Theorien werden investiert. Das führt zur Schwierigkeit: Wie kann ich wissen, ob ich die Wirklichkeit prüfe und nicht die Theorie, die ich vorher hineingelegt habe? An diesem Punkt ist die Methode der Royal Society gescheitert. Bevor sie nämlich wirksam eingesetzt werden kann für bestimmte eisenhaltige Steine, muss vorgehend die Theorie erörtert werden, ob beispielsweise Meteorite auf die Erde herunterfallen könnten. Welchen Anteil die Theorien bei der Methode ausmachen, wird meistens erst dann erkannt, wenn die Methode überholt wird. Es war beispielsweise beachtlich, als der Schritt von der Vier-Elementen-Lehre der Materie zur Atomtheorie getan wurde. Der frühere naive Realist hat selbstverständlich geglaubt, die Dinge würden aus vier Elementen bestehen. Er war sich nicht bewusst, dass es, wie die Atomtheorie, eine theoretische Konstruktion war.

Alle diese Überlegungen zeigen, dass der Naturwissenschaftler nur schwer an die Dinge herankommt. Es ist eine Illusion zu glauben, man brauche bloss exakt zu messen und zu wägen, um zu verstehen, was Wirklichkeit ist. Deshalb haben die Naturwissenschaftler seit etwas mehr als einem halben Jahrhundert den naiven Realismus aufgegeben.

Die Abkehr vom naiven Realismus ist mit tiefgreifenden Konsequenzen verbunden. Der auffälligste Gesichtspunkt dabei ist erstens grössere Offenheit der Wirklichkeit gegenüber und zweitens die nicht mehr strenge Trennbarkeit der beiden Glaubensbegriffe, die ich in der Einleitung erwähnt habe. Zuerst zur Offenheit.

4. Die Fülle an Werten

Man gibt sich Rechenschaft, dass der naive Realismus zu einer Methode verführt hat, die zum vornherein bestimmte Bereiche der Wirklichkeit ausgeschlossen hat. Was von dieser Methode nicht erfasst wurde, das galt als Fiktion, als Einbildung. Was hat aber die Wissenschaftler bewogen, sich von dieser Methode abzukehren? Ganz einfach: Werte aus dem Alltag, auf die zu verzichten sie nicht bereit waren, die aber von der Methode als nicht vorhanden erklärt wurden. Was damit gemeint ist, möchte ich an einem Beispiel zeigen.

Ein Bauer auf einem abgelegenen Hof zog wie jedes Jahr ins Dorf zum Schützenfest. Der Akzent liegt auf Fest, wie Dauer und erledigte Alkoholmenge vermuten lassen. Und der Alkohol war es denn auch, der ihm zum Verhängnis wurde. Als er gegen Morgen schwankend auf seinem Fahrrad in ein kleines Nebensträsschen einbiegen wollte, wurde er von einem Auto angefahren. Er war auf der Stelle tot. Nebenan im hohen Gras fand man völlig intakt eine Papierschachtel. Darin war ein grosses Herz aus Lebkuchen und fünf kleine Herzchen. Die Frau und die fünf Kinder wussten genau, was dies zu bedeuten hatte. Immer, wenn der Vater auswärts war – das Schützenfest wiederholte sich alljährlich –, wurde die Familie mit einem kleinen Geschenk bedacht. Selbst die Trinkbrüder staunten, dass er es immer zustande brachte, für die Daheimgebliebenen etwas einzukaufen. Diesmal konnte er es freilich nicht überreichen, die Polizei brachte es zusammen mit der Todesnachricht. Die vierjährige Brigitte, das jüngste Kind, hat das kleine Herz an diesem Tag nicht gegessen, auch am folgenden nicht. Inzwischen ist Brigitte eine erwachsene Frau geworden, verheiratet und hat selber drei Kinder. Als ich sie im letzten Sommer besuchte, da war in einer Nische im Wohnzimmer ein vergilbtes Bild ihres Vaters, daneben ein kleines Lebkuchenherz, kitschig und vertrocknet. Es wird als eine Art Familienschatz aufbewahrt. Für Brigitte ist es wertvoll, es ist das letzte Zeichen der Liebe, das sie von ihrem Vater erhalten hat, an den sie sich kaum erinnert.

An dieser Geschichte liessen sich mehrere Aspekte analysieren. Ich will mich auf das Lebkuchenherz beschränken.

Der Mann war nämlich, abgesehen von den Quartalverirrungen im Alkohol, gern gesehen, er war ein Spassvogel, ein umgänglicher Nachbar und vor allem ein besorgter Vater. All diese Eigenschaften sieht Brigitte im Lebkuchenherz. Würden wir dieses Backwerk zu einer hochwissenschaftlichen Analyse vorlegen, welche Resultate wären zu erwarten? Wir bekämen etwa heraus, dass dieses Herz 25 Jahre alt ist – das wissen wir auch ohne wissenschaftliche Analyse –, wie hoch der Zuckergehalt ist – völlig uninteressant –, dass es beim billigen Jakob gekauft wurde – das wissen wir ebenfalls usw. usw. Die raffinierteste Analyse bringt nur heraus, was wir schon wissen oder woran wir überhaupt nicht interessiert sind. Wird dieses Herz aufbewahrt, etwa weil es eine besonders seltene Form hat? Gewiss nicht. Die Umstände haben diesem materiellen Gegenstand eine neue Qualität verliehen und ihn zu einem Symbol gemacht. Es ist der vorübergehende, zeitlich ablaufende Liebesakt, der sozusagen in einem dauerhaften Gegenstand aufbewahrt wird. Das ist übrigens der einzige Grund für aufrichtiges Schenken. Dabei wird uns klar, dass die fortgeschrittene Chemie auch in hundert Jahren das Spezifische an der menschlichen Zuneigung durch Analyse nicht herausbringt. Ja, es ist nicht einmal ein Analyseverfahren denkbar, das nur die bescheidensten Anhaltspunkte herausbrächte für eine plausible Erklärung, warum ein wertloser Gegenstand eine solche Verehrung erlangen kann. Sollen wir deshalb annehmen, die Frau sei verrückt? Durchaus nicht. Wir wissen zu gut, was es für ein Kind heisst, die Eltern zu lieben. Und jeder Naturwissenschaftler, der eine Familie hat, beschenkt seine Lieben mit Gegenständen, die für den Empfänger einen Symbolwert bekommen, der weit höher ist, als die naturwissenschaftliche Angabe ausdrückt: 18 Karat.

Was dieses einfache Lebkuchenherz zu sagen hat, das liesse sich umfassender etwa an einer Heldentat nachweisen. Der Mut ist für den Wissenschaftler Wirklichkeit, obwohl die Chemie dazu nichts zu sagen hat. Und da soll es einem Gläubigen verwehrt sein, das Leben eines Märtyrers zu untersuchen? Die Physik sieht in einem heiligen Franziskus oder Bruder Klaus bestenfalls ein aussergewöhnliches Beispiel für das Wirken von Gesetzen der physiologischen Chemie und der Dynamik nervöser Reaktionen. Der Glaube sieht darin eine Lebensgeschichte von tiefster Bedeutung für die Welt.

Die Beschränkung auf die naturwissenschaftliche Methode ist ein Akt selbstkritischer Bescheidenheit. Daher decken sich die Sicht des Glaubens und der Wissenschaft nicht. Beim naiven Realismus geht überdies die Bescheidenheit in Beschränktheit über, und zwar deshalb, weil die Grenze vorzugsweise vor den religiösen Phänomenen gezogen wird, während doch das Beispiel mit dem Lebkuchenherz keine Zweifel zulässt, wie gewalttätig Wirklichkeitsbereiche ausgeschlossen werden, die von allen Menschen anerkannt sind.

Die Offenheit, die mit dem neuen Realismus einhergeht, bringt nicht nur eine Ausweitung in religiöser Hinsicht, sondern auch andere Werte, die früher von der Methode her unterdrückt wurden, lassen sich jetzt feststellen. Ein erwähnenswerter Gesichtspunkt wären etwa die Konsequenzen aus dem Geschlechtsdimorphismus. Darunter versteht man Eigenschaften, die für einen Mann oder eine Frau charakteristisch sind, obwohl sie zum Geschlecht anscheinend keine unmittelbare Beziehung haben. Auf ein solches Beispiel möchte ich eingehen.

Im Alltag hört man nicht selten das abschätzige Wort von der Frauenlogik. Der Philosoph und ganz besonders der Logiker wird es nicht unterlassen, diesem Phänomen nachzuspüren. Was sich dabei herausstellt, ist allerdings erstaunlich. Die Frauen haben genau die gleiche Logik wie die Männer, wie sie auch genau die gleiche Mathematik haben. Ist also die Rede von der Frauenlogik ein männliches Vorurteil? Nicht ganz, denn

es gibt tatsächlich einen Unterschied, der allerdings nicht in der Logik, sondern in der Erkenntnis liegt. Die Wissenschaftler versuchen nun diese Tatsache in den Griff zu bekommen. Bisher haben sie gewaltige Mengen an Einzelheiten zusammengetragen, zum Beispiel, dass sechsjährige Mädchen mit dem linken Auge besser sehen als die Knaben gleichen Alters, dass sich Kinder, die fern von ihren Eltern in Heimen aufwachsen und genau gleich erzogen werden, in den Zeichnungen deutlich unterscheiden, indem die Knaben eine Vorliebe zeigen für Traktoren, Krane und andere technische Maschinen (70% der 6- bis 7jährigen Knaben, die Mädchen sind mit 6% mehr als zehnfach untervertreten), Mädchen jedoch für Häuser, blumenbekränzte Balkone usw. Und wenn jemand aus dem Haus herausschaut, dann achten die Mädchen auf gepflegtes Gesicht und gute Frisur, während bei den Knaben ein Kranführer an Stelle des Kopfes mit einer Rumpferweiterung auskommt, Hauptsache ist, dass die Zahnräder exakt ineinandergreifen. Kubanova hat 600 Zeichnungen untersucht (vgl. B. G. Ananjev, Der Mensch als Gegenstand der Erkenntnis [Berlin 1974] 158). Ferner sagen uns die Fachleute, Frauen seien biologisch widerstandsfähiger als die Männer, und jedermann weiss, dass sie an durchschnittlicher Lebenserwartung die Männer übertreffen.

Die Wissenschaftler sind in der Lage, noch viele weitere Einzelheiten aufzuzählen. Allerdings fehlt uns bisher eine Erklärung, ob es die Gesamtheit dieser Einzelabweichungen ist, die als Ursache für das andere Sehen der Frauen zu gelten hat. Die Frauen haben bereits bewiesen, dass sie in gewissen Fällen anders sehen. Nichts spricht dafür, dass es unbedingt schlechter sein muss als das, was die Männer sehen. Das wäre auch ein Wert, der in unserer Gesellschaft besser zu nutzen wäre. Doch der naive Realismus musste diese Unterschiede als nichtvorhanden erklären. Bisweilen kann man nur staunen, wie akademisch gebildete Frauen sich für eine Emanzipation von den Männern einsetzen und gleichzeitig hervorheben, sie hätten nicht etwas anderes anzubieten als die Männer. Natürlich haben sie das. Das traditionelle Urteil ist auf dem Boden des naiven Realismus entstanden, der davon ausgeht: Wenn wir die Dinge objektiv erkennen, dann ist es belanglos, ob die Beschreibung von einem Mann, von einer Frau oder auch von einer Maschine ausgeführt wird.

Mit der Offenheit, die durch die Grundlagen der Wissenschaftsentwicklung gefördert wird, ist der Raum frei geworden für unterschätzte Werte, ganz besonders aber auch für religiöse Entscheidungen.

5. Bedenken bei der Abkehr vom naiven Realismus

Viele Gläubige sind verängstigt vor den neuen Erkenntnissen, sie nehmen sie nur mit viel Vorbehalt auf oder lehnen sie sogar ab. In gewissen Kreisen gehört es geradezu zum frommen Ton, freimütig zu erklären: «Mir ist egal, was die Naturwissenschaftler denken; das ist nicht meine Sorge.» Und sie fügen hinzu: «Wichtiger wäre, dass mindestens in Glaubenssachen die Theologen wieder ganz klar und eindeutig reden, wie man das früher gemacht hat. Statt dessen wird ein Relativismus verbreitet, alles wird vage, und niemand hat mehr den Mut zu sagen: So ist es richtig oder so ist es falsch.»

Hier müsste ein Wort zu den sogenannten konservativen Theologen gesagt werden. Genau wie die Naturwissenschaftler, so gehen alle anderen Menschen auch, folglich sogar die Theologen, von einer philosophischen Grundeinstellung aus, deren Voraussetzungen sie genauso leicht übersehen wie die Naturwissenschaftler. Historisch bedingt ist es, dass die Theologen auf denselben naiven Realismus bauen wie die Naturwissenschaftler. Inzwischen ist der naive Realismus – genau wie etwa der Materialismus des letzten Jahrhunderts – in Wissenschaftskreisen in Misskredit geraten. Warum soll nun aber diese philosophische Einstellung, die sich in der komplexen Wirklichkeit nicht bewährt hat, ohne Neubegründung in der Theologie weiterhin gültig sein? Man kommt nicht um den Verdacht herum, dass sich die entsprechenden Theologen gar nicht bewusst sind, auf welch wackliger Grundlage sie missionieren. Der Boden, auf dem sie stehen, gerät deshalb ins Wanken, weil sie zwar die Neuerungen der Wissenschaften übernehmen, hingegen von den Neuerungen in den Grundlagen der Wissenschaften absehen. Konkret heisst das: Man redet vom Atomzeitalter, von Computern und der Gentechnologie, doch was die Grundlagen anbelangt, hält man am naiven Realismus fest. Ich glaube, es wäre erfolgversprechender, Skischuhe von 1987 auf Skimodellen von 1920 anzupassen.

Überdies kann man diesen Theologen den Vorwurf nicht ersparen, dass sie bloss verbal zur Geschichte der Theologie stehen, sachlich aber die Vergangenheit verleugnen. Denn von Augustinus über Thomas und Leibniz bis in die Gegenwart zieht sich wie ein roter Faden das ständige Ringen um kohärentes Denken, also eine Konzeption, die nicht Widersprüche aufkommen lässt zwischen den Beschreibungen, mit denen man lebt, und den Grundlagen, von denen her sie erklärt werden. Das heisst etwa, es kann nicht in der Kirche wahr sein, was in der Welt falsch ist, es kann nicht etwas am Sonntag gut sein und am Werktag schlecht, Nächstenliebe kann nicht auf den Kirchenraum beschränkt sein usw. In diesem Streben nach Einheitlichkeit macht die heutige Wissenschaft vollständig mit. Zugegeben, sehr viele junge Menschen werden – manchmal sogar bei höheren Studien – nur zu einem neuen Positivismus erzogen. Man verheimlicht ihnen die Tatsache, dass die Naturwissenschaft auf einen neuen Realismus zugeht, der sich deutlich von der naiven Vorgängerphilosophie distanziert. Das geschieht dadurch, dass man sie mit den neuen Ergebnissen der Wissenschaft füttert, sie aber gleichzeitig hinsichtlich der Grundlagen in den Vorstellungen des naiven Realismus belässt. Die konservativen Theologen leben weitgehend auf derselben Doppelebene. Auf der Grundlagenebene hören sie ihr eigenes Echo, Argumente des naiven Realismus gegen den Glauben.

Warum halten bestimmte Kreise – unter ihnen auch Theologen – am naiven Realismus fest? Gibt es dafür gute Gründe? Gewiss, denn jede philosophische Einstellung hat Vorteile und Nachteile. Vorteile des naiven Realismus für die Theologie sind: eindeutige Klarheit, strenge Entscheidungsmöglichkeit zwischen wahr und falsch. Allerdings müssen die Nachteile auch gesehen werden: Der Fortschritt im menschlichen Wissen droht einen Gott überflüssig zu machen. Deshalb konnten frühere Wissenschaftler, die sich für den Atheismus entschieden haben, für ihre Argumente angeblich die Wissenschaft einspannen, während die vermeintliche Stütze in Wirklichkeit nur die unkontrollierte philosophische Voraussetzung war.

Viele Theologen befürchten, mit der Überwindung des naiven Realismus sei der Damm gegen willkürlichen Relativismus durchbrochen. Deshalb fehle der Mut zu klaren Entscheidungen. Ich möchte an einem Beispiel zeigen, dass Entscheidungen nicht unbedingt in der Durchsichtigkeit zu fällen sind, wie es der naive Realismus vorsieht.

Das Beispiel gehört in die Zeit der österreich-ungarischen Monarchie. Der Kommandant einer österreichischen Abteilung hatte den Befehl, in einem albanischen Dorf Vergeltungsmassnahmen durchzuführen, falls sich die Dorfbewohner nicht verpflichteten, gewissen österreichischen Forderungen nachzukommen. Keiner der Soldaten sprach albanisch, und die Dorfbewohner verstanden keine der Sprachen aus dem ethnischen Mischmasch der österreichischen Armee. Nach längerer Zeit liess sich ein Dolmetscher ausfindig machen. Er war ein alter, weiser, erfahrener Mann und auffallend sprachbewandert, allerdings mit höchst persönlichen Vorstellungen über Politik. Bei der langen Verhandlung erzählte er den bei-

den Seiten nur das, was jede von der anderen hören wollte oder anzunehmen bereit war. Er schob da eine kleine Drohung ein, dort die Andeutung eines Versprechens, bis schliesslich beide Seiten die andere so vernünftig und fair finden musste, dass der österreichische Offizier keinen Grund für Repressalien mehr sah. Auf der anderen Seite wollten die Dorfbewohner die Armee nicht abziehen lassen, bis die Soldaten gewisse Abschiedsgeschenke angenommen hatten, von denen sie wiederum glaubten, es handle sich um freiwillige Wiedergutmachungen.

Hat nun der Dolmetscher richtig übersetzt, hat er die Worte so wiedergegeben, wie die Wirklichkeit ist, also wahrheitsgetreu? Ein nachträgliches Protokoll würde ergeben, dass er keinen einzigen Satz richtig übersetzt hat. Hat er also die Wirklichkeit verfälscht? Das kann man sicher nicht sagen. Denn es ist klar: Einerseits haben die Soldaten keine Lust, ihnen fremde Menschen zu drangsalieren, und andererseits wird sich eine arme Dorfbevölkerung kaum dazu bereit finden, ihre geringen Lebensmittelvorräte mit gewaltsam einmarschierenden Truppen zu teilen. Beide Seiten wünschen letztlich nichts anderes, als miteinander in Frieden zu leben und ihren eigenen Interessen nachgehen zu können. Genau das hat der weise Dolmetscher erreicht. Sollte man nun behaupten, er habe alles falsch übersetzt?

Damit möchte ich zeigen, dass die scharfe Wahr-falsch-Trennung bei der Beurteilung der Wirklichkeit so problematisch ist, dass man auch von daher am naiven Realismus zweifeln darf. Was der neue Realismus vorbringt, ist denn ja auch nicht Relativismus, nur oberflächliche Betrachtung sieht das so. Galilei sagte, die Erde bewege sich und die Sonne stehe fest. Die Inquisition meinte, die Erde stehe fest und die Sonne drehe sich um die Erde. Die newtonschen Astronomen nehmen eine absolute Raumtheorie an und sagen, sowohl die Sonne wie die Erde bewegen sich. Heute meinen wir: Jede dieser drei sind gleich wahr, vorausgesetzt, dass wir den Begriffen «Ruhe» und «Bewegung» den Sinn verleihen, den die angenommene Aussage erfordert. Was traditionelle Fragesteller als Antwort voraussehen, ist nur möglich, wenn vorher das Problem in eine Schablone gebracht wurde, die vereinfachte Antworten zulässt. Das Soldatenbeispiel aus Österreich-Ungarn zeigt, wie schlecht die Schablone bisweilen passt.

6. Die hoffnungsvolle Wende

Der naive Realismus ist Pate gestanden sowohl bei Pierre Bayle wie auch bei den frühen wissenschaftlichen Untersuchungen der Royal Society. Auf dieser Grundlage ist die atheistische Propaganda, wie es damals hiess, «im Namen der Wissenschaft» ausgetragen worden. Seitdem die Wissenschaftler diesen naiven Realismus aufgegeben haben, wird auch nicht mehr vorentschieden, was Wirklichkeit ist oder nicht. Gewiss bedeutet dies nicht, dass nun alle Leute gläubig würden. Aber es trägt die Konsequenz in sich, dass der Gläubige nicht mehr als einfältig und unvernünftig dasteht. Das zeigt sich vor allem anhand der wissenschaftlichen Zusammenarbeit. Welcher Umschwung sich da schon angebahnt hat, darüber wird die Öffentlichkeit höchst einseitig informiert.

Immerhin haben die beiden grossen Philosophen Whitehead und Russell in den Jahren 1910–1913 ein Fundamentalwerk über die Grundlagen der Mathematik herausgegeben. Gute 40 Jahre später erschien ein Buch von Russell: Warum ich kein Christ bin. In Übersetzungen und lärmiger Propaganda wird die atheistische Einstellung von Russell dem Publikum nahegebracht. Daneben wissen recht wenig Leute, wie es sein Lehrer und Mitarbeiter Whitehead mit dem religiösen Glauben hält. Er könnte schwerlich in grösserem Gegensatz zu Russell stehen. Whitehead hat kein ausführliches Werk geschrieben, das nicht ein oder mehrere Kapitel über Gott enthält. Der Meinungsumschwung hat bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts stattgefunden; gläubig heisst nicht zum vornherein rückständig oder denkunfähig. Dass sich in Russell und Whitehead ein Atheist und ein Christ in der Forschung zusammengefunden haben, das ist nicht einmalig. Es gibt Beispiele aus neuerer Zeit: Die Ex-Libris hat 1984 ein grossartiges Buch herausgebracht von Popper und Eccles. Das Vorwort haben beide Autoren gemeinsam geschrieben. Und da lesen wir: «Ein wichtiger Unterschied zwischen den Autoren sollte indes sogleich erwähnt werden: er betrifft den religiösen Glauben. Einer von uns (Eccles) glaubt an Gott und an ein Übernatürliches, während der andere (Popper) als Agnostiker bezeichnet werden könnte. Aber wir bringen beide dem Standpunkt des anderen nicht nur Achtung entgegen, sondern wir versuchen, ihn zu verstehen» (K. Popper/J. C. Eccles, Das Ich und sein Gehirn [Zürich 1984] 14).

Eine solche Zusammenarbeit stützt sich selbstverständlich auf das heutige Wirklichkeitsverständnis. Dabei zeigt sich, dass die in der Einleitung dargestellte Trennung zwischen den beiden Glaubensbegriffen nicht aufrechtzuerhalten ist. Es gibt nicht auf der einen Seite ein vorläufiges Meinen, das in Wissen übergeht. Wir haben nur besser bestätigtes Meinen, vom Wissen sind wir noch weit entfernt, wie die Fachleute bescheiden zugeben. Auf der anderen Seite ist es auch nicht so, dass Glauben im Sinn von Vertrauen eine Wirklichkeit wäre, die nur ausserhalb der Wissenschaft ihre Auswirkungen hätte. Wissenschaftliche Tätigkeit setzt ausgesprochen viel Vertrauen voraus: in die Methode, in die Mitarbeiter und vor allem in die Wirklichkeit selber. Seltsamerweise hört man in der Öffentlichkeit wenig von diesen Dingen. Das folgende Interview dürfte ziemlich charakteristisch sein.

Vor einigen Jahren wurde der französische Atomphysiker Louis Leprince-Ringuet von einer Fernsehequipe aufgesucht. Früher war Leprince-Ringuet Direktor des Cern, des europäischen Forschungsinstituts in der Nähe von Genf. Der Physiker ist ein ganz passabler Maler und hatte eine Ausstellung von eigenen Bildern veranstaltet. Bei dieser Gelegenheit kam ein Reporter zu Besuch. Nachdem der Gast schon tüchtig ausgefragt war, stellte schliesslich der Reporter mit grösster Verwunderung die Frage: «Wie können Sie als einer der ersten Physiker Frankreichs an Gott glauben?» Vielleicht hatte Leprince-Ringuet den gleichen Eindruck wie ich: Mir schien, ein Gespenst aus dem 18. Jahrhundert hätte sich vor die Kamera verirrt. Offensichtlich fand der Wissenschaftler, der unbeholfene Reporter hätte ebensogut fragen können: Wie können Sie als Physiker noch Maler sein? Es braucht ein tüchtiges Mass an historischer Unkenntnis, an Verständnislosigkeit den Naturwissenschaften gegenüber und vor allem eine seltsame Lebenseinstellung, die meint, die beiden würden sich ausschliessen.

Die Anerkennung der Wirklichkeit dieser Welt ist nicht ein Akt der Erkenntnis, sondern ein Akt des Vertrauens. Es ist eine freie Entscheidung zugunsten anderer Möglichkeiten. Daher ist auch der zeitweilige Zusammenstoss zwischen Glauben und Wissenschaft eine immer wiederkehrende Verlegenheit, aber auch ein Zeichen, dass es umfassendere Wahrheiten und höhere Perspektiven gibt, innerhalb deren die Aussöhnung zwischen einem vertieften Glauben und einer verfeinerten Wissenschaft stattfinden wird. Der Konflikt ist ein Vorgang an der Oberfläche, dessen Bedeutung über Gebühr betont wird. Man muss die grosse Verschiedenheit der Aspekte bedenken, unter denen Wissenschaft und Glauben die Geschehnisse behandeln. Was die eine Seite sieht, entgeht der andern und umgekehrt (Whitehead, Wissenschaft und moderne Welt, Conzett & Huber [Zürich 1949] 239).

Theodor G. Bucher

Pastoral

Die Obdachlosen – Menschen am Rand unserer Gesellschaft

1987 wurde von der UNESCO zum «Jahr der Obdachlosen» erklärt. Eine Parole mehr, was bringt das schon? Die gleiche Frage lässt sich an das Evangelium stellen. Jesus gab auch Parolen aus. Aber er hat sie gleichzeitig glaubwürdig gelebt. Sie nützen denen, die sie nicht nur hören, sondern auch befolgen. Wenn einige mehr sich um die Obdachlosen kümmern, ist auch die UNESCO-Parole nicht umsonst ergangen.

Wer gehört zu den Obdachlosen?

Bereits darüber gehen die Meinungen der Fachleute auseinander. Auf einen vereinfachten Raster gebracht, unterscheidet die Soziologie zwei Arten von Obdachlosen: In einem *engeren* Sinn gehören dazu Personen, die kein Dach über dem Kopf haben und ihr Leben auf der Strasse zubringen. Zu ihnen zählen auch die sogenannten «verlassenen Kinder», deren Zahl allein in Brasilien auf 2 bis 3 Mio. geschätzt wird. Im *weiteren* Sinn zählen dazu all jene, die in Notunterkünften oder Übergangswohnungen hausen, also über keinen rechtlich gesicherten Wohnraum verfügen. Sie gehören zu den sozial Benachteiligten und Isolierten.[1] Ihre Zahl ist vor allem in den Ländern der Dritten Welt steigend, und das noch auf lange Zeit. So leben nach dem statistischen Jahrbuch der UNESCO von 1985 bei einer auf 4,8 Mia. geschätzten Weltbevölkerung 600 Mio. in Slums von Grossstädten, das heisst 45% der städtischen Weltbevölkerung.

Der Zürcher «Obdachlosen-Pfarrer» schildert den Obdachlosen abseits der Soziologie folgendermassen: «Ein Obdachloser ist nicht nur ein Mensch, – er ist mehr – ein Mitmensch. Er lässt sich nicht definieren, weil er dasselbe ist wie Du. Eine Person mit ihrem Geheimnis.»[2] Damit ist unzweifelhaft auch jeder von uns angesprochen.

Die Ursachen

Auch wenn die soziokulturelle Lage je nach Land oder Erdteil verschiedenartig ist, «kann mit Sicherheit behauptet werden, dass Obdachlosigkeit nur selten ein ausschliesslich selbstverschuldetes Ergebnis darstellt»[3]. Neigte man früher fast eindeutig dazu, die Schuld dem Individuum anzulasten, weiss man heute um das verschlungene Ineinander von strukturellen und individuellen Ursachen.

An *individuellen* Ursachen lassen sich nennen: Unvorhergesehene Notlagen und Schicksalsschläge wie Krankheit, Scheidung, Verwitwung, Arbeitslosigkeit, Straffälligkeit (meist aufgrund unerfreulicher Familienverhältnisse).

In *struktureller* Hinsicht gibt es graduelle Unterschiede zwischen Industrie- und Entwicklungsländern, aber auch sehr wohl gemeinsame Faktoren wie Vernichtung von grossen und billigen Altwohnungen durch «Sanierungsmassnahmen», zu teure Mieten im Vergleich zum Familieneinkommen, Verteuerung der Bodenpreise durch systematische Spekulation, die ein weltweites Ausmass angenommen hat. Während die Preise für Bauland in New York zwischen 1952 und 1970 um 46% anstiegen, kletterten sie in Lima (Peru) um 139%, in Mexiko um 146%, in Taipeh um 478%, in Buenos Aires um 4122%, in La Paz (Bolivien) um 5642%.[4] Die dauernde Verelendung weiter Volksschichten ist damit vorprogrammiert.

Für die Entwicklungsländer typisch ist die in rasendem Tempo sich fortsetzende Landflucht (Überbevölkerung, Naturkatastrophen, Agrarkapitalismus) und damit verbunden die Verstädterung, das heisst das Anwachsen der Slums. Eine rasch wachsende Bevölkerung braucht nicht nur Unterkunft, sondern auch Arbeitsplätze. Diese aber sind gerade in der Dritten Welt Mangelware.[5] Um dem Wachstum der Arbeitskräfte zu entsprechen, müssen dort innerhalb der nächsten zwölf Jahre rund 1 Mia. Arbeitsplätze geschaffen werden. Noch hat sich bis zur Stunde kein «Rat der Weisen» zur Lösung dieses Problems gefunden.

Die Folgen

Sie können in diesem Rahmen leider nur stichwortartig aufgezählt werden:

– Es fällt auf, dass in Obdachlosensiedlungen und Slums die Zahl der Kinder und Jugendlichen im Durchschnitt doppelt so hoch ist wie bei der übrigen Bevölkerung. In sich betrachtet, ein Zeichen von Lebenswillen, Vitalität. Weniger erfreulich ist die Kehrseite: Die Zahl der unvollständigen Familien – meist fehlt der Vater – wächst. So wird die Zahl der unehelich geborenen Kinder in den Obdachlosensiedlungen der BRD auf 25 bis 30% geschätzt (Bundesdurchschnitt 5%). In den Slums Lateinamerikas liegt er noch höher, weil der Mann häufig die Frau verlässt, sobald sie schwanger wird.

– Ferner senkt sich das schulische und berufliche Ausbildungsniveau (schlechte Wohnverhältnisse, zu weite Schulwege in den Slums).

– Früher bestehende Sozialbeziehungen werden mehr und mehr abgebaut; die Isolation verstärkt sich.

– Damit einhergehend entwickelt sich ein negatives Selbstbildnis. Es wachsen Apathie und Hoffnungslosigkeit, die man im Alkohol oder Drogen zu vergessen sucht.

– Am Schluss stehen Zerrüttung der seelischen und physischen Gesundheit, eine Gefahr, die besonders alleinstehenden Obdachlosen droht.

Die Hilfe

Zunächst sei daran erinnert, dass jedes Gemeinwesen auch für die Schwächsten unter seinen Gliedern zu sorgen hat. Man darf also dem *Staat* seine Pflicht zur Sozialhilfe nicht abnehmen. Damit diese zum Tragen kommt, braucht es für die Unterprivilegierten «Anwälte». Je nach Situation können das Ärzte, Juristen, Politiker, private Hilfsorganisationen, aber auch Bischofskonferenzen, Priester und Ordensleute sein.

Ohne den selbstlosen Einsatz anderer Organisationen unterschätzen zu wollen, ist hier auf die Rolle der *Kirche* und Kirchen zu verweisen. Unzählige Laien, Ordensleute und Priester setzten und setzen sich immer noch für die Armen ein, wo diese von der Gesellschaft vernachlässigt, ausgebeutet oder missbraucht werden. Es zeigt sich immer wieder, dass die Entwicklungsarbeit unter den Armen und Ärmsten sich am wirksamsten erweist, wo Vertreter der Kirche auf allen Ebenen für sie eintreten.

Für die Unterschichten eintreten bedeutet unweigerlich auch eine *politische* Stellungnahme. Dieses Recht der Kirche abzusprechen – Versuche dazu werden auch hierzulande unternommen –, heisst die Kirche auf das Niveau eines harmlosen Erbauungsvereins herunterzudrücken. Wenn «der Mensch der Weg der Kirche ist» (Johannes Paul II.), dann darf diese Kirche den Menschen in Not nicht im Stich lassen. Durch die kirchliche Basisarbeit haben auch viele Katholiken ihren Glauben wiedergefunden. Dass dabei die eigentliche Verkündigung und die Vermittlung sittlicher Wertvorstellungen ihren unersetzlichen Platz haben, ist wohl selbstverständlich.

[1] Aus dem amtlichen Bericht des Bundesministeriums der BRD für Jugend, Familie und Gesundheit ergaben sich für 1979 folgende Zahlen: Obdachlose im engeren Sinn zwischen 260000 und 300000; im weiteren Sinn etwa 800000. Seit 1976 zeigen sich wachsende Zahlen.

[2] Pfr. Ernst Sieber, Menschenware – wahre Menschen, Zytglogge Verlag, Bern [2] 1987, 250.

[3] AaO. (Anm. 1).

[4] Dr. Peter Büchler, Not in den Slums – eine Herausforderung, Caritas-Verlag, Luzern 1983. Zu Brasilien vgl. SKZ 9/1987, S.132.

[5] AaO. (Anm. 4). Weiteres Material zum Slumproblem bietet die für 1987 erschienene Arbeitsmappe der Caritas Schweiz «Die Stadt der Armen».

Der Einsatz für Obdachlose und Heimatlose aller Art erfordert von Helfern zweierlei: Sachverstand und unerschütterlichen Glauben an das Gute im Menschen. Einen Glauben, der nur aus der Kraft des Evangeliums genährt werden kann. Deshalb verdienen alle, welche diesen Einsatz wagen, unsere materielle wie moralische Unterstützung.[6] Denn: die Kirche «wird Erneuerung nur dann erfahren, wenn sie sich zur Gemeinschaft entwickelt, in deren Mitte nicht nur die Starken, sondern auch die Leidenden sind» (Pfr. Ernst Sieber).

Markus Kaiser

[6] Allgemeine Gebetsmeinung für März 1987: «Für jene, die im Dienst der Obdachlosen stehen.»

Kirche Schweiz

«Eucharistische Gastfreundschaft»

Der Seelsorgerat des Bistums Chur tagte am 6./7. März 1987 im Priesterseminar St. Luzi in Chur, unter dem Vorsitz von Franz Herger, Zürich. Der Präsident des Rates, Bischof Dr. Johannes Vonderach, nahm an den Sitzungen nicht teil, da er als Mitglied der Schweizer Bischofskonferenz in Rom weilte.

Das Hauptthema war dem Dokument der Schweizer Bischöfe über die Eucharistische Gastfreundschaft gewidmet. Prof. Dr. Ch. von Schönborn OP, Freiburg, hielt das Einleitungsreferat «Eucharistie und Abendmahl auf dem Hintergrund des Kirchenverständnisses des Vatikanums II (mit praktischen und persönlichen Anmerkungen)». Der Referent verstand es, auf subtile Weise in das Thema einzuführen, und es war herauszuhören, dass er selbst unter den bestehenden Grenzen leidet. Vom Referenten aus gesehen ist das Dokument der Bischofskonferenz inhaltlich zwar nicht zu kritisieren, hingegen sei der Ton, in dem es abgefasst wurde, nicht der bestmögliche. Von Schönborn wies darauf hin, dass Einheit nicht von Menschen machbar sei und dass Gott einen Plan habe, wie er die Menschen sammeln wolle. Auf das Kirchenverständnis hinweisend, sagte der Referent, nur Gott wisse, wo Kirche sei und wer dazugehöre. Viele glaubten sich in der Kirche drin und sie seien es nicht, und manche, die es nicht wüssten, gehörten dazu. Von Schönborn sprach sich klar gegen ein Verharmlosen und Verwischen der Unterschiede zwischen den einzelnen Konfessionen aus und betonte, dass nur von festen Pfeilern aus weite Brücken gebaut werden könnten. Der Referent betonte auch, die Kirche selbst habe kein Licht, sie habe aber das Licht von Christus zu verbreiten.

Anschliessend wurden Kurzvoten abgegeben, und zwar von Dr. theol. Johannes Flury, reformierter Pfarrer in Schiers, und von Esther und Willy Mattle, Chur, einem konfessionsverschiedenen Ehepaar. Diese persönlichen Aussagen hinterliessen einen Eindruck vom ernsthaften Suchen und Ringen nach Wahrheit auch unserer evangelischen Schwestern und Brüder, und es wurde ersichtlich, dass vor allem auch in der gemischten Ehe besondere Chancen liegen, wenn die Fragen des Glaubens immer wieder und intensiv gestellt werden. Auf diese Weise werden ganz besondere religiöse Kräfte geweckt.

Die folgende Plenumsdiskussion war gekennzeichnet durch Sachlichkeit und gegenseitige Toleranz. Während eine Ratsminderheit das Dokument der Bischofskonferenz befürwortete, war die Mehrheit der Mitglieder der Ansicht, eine gewisse Engherzigkeit dürfe nicht übersehen werden, und gab zu bedenken, dass viele Mischehen-Paare, die seit Jahren praktizierten, in eine ernsthafte Krise geraten seien, vor allem auch weil das Dokument missverständlich in der Formulierung sei. Der Rat stimmte einem Antrag zu, die Bischofskonferenz zu bitten, in einem klärenden Schreiben an die Gläubigen die Missbräuche zu benennen, die sie treffen wollte, und ihr Anliegen nochmals zu verdeutlichen. Auch ein grundsätzliches Wort zur Mischehe sei von grosser Wichtigkeit, da sich viele Paare als nicht ernstgenommen oder sogar diskriminiert vorkämen.

Der Schwerpunkt des geschäftlichen Teiles war ein Zusatztraktandum und betraf die Revision des Asylgesetzes (Eidgenössische Abstimmung 5. April 1987). Jörg Bürgi-à Porta, Winterthur, referierte über die Problematik der bevorstehenden Gesetzesrevision, und nach kurzer Diskussion entschloss sich der Rat einstimmig zu folgender Verlautbarung:

«Der Seelsorgerat des Bistums Chur (UR, SZ, OW, NW, ZH, GL, GR und Fürstentum Liechtenstein) hat sich an seiner Sitzung vom 6./7. März 1987 im Priesterseminar St. Luzi in Chur mit der kommenden Abstimmung zur Revision des Asylgesetzes befasst. Die folgenden Punkte werden als problematisch und den christlichen Grundsätzen zuwiderlaufend betrachtet: Haft vor Ausweisung, Notstandsklausel, Kantonalisierung, Legalisierung des Arbeitsverbotes. Die Gefahr ist gross, dass durch das revidierte Verfahren nicht nur Scheinasylanten, sondern auch solche abgewiesen werden, welchen nach unseren Staatsgrundsätzen das Recht auf Asyl gewährt werden müsste. Im Zweifelsfall sollte immer für und nicht gegen den Asylanten entschieden werden.»

Nach Berichten aus den Kantonalen Seelsorgeräten schloss die Tagung mit einer Führung durch die Kathedrale, den Domschatz und das Bischöfliche Schloss.

Rita Frauch

Berichte

Alt werden im Kloster

Die Tagung der Spirituellen Begleiterinnen und Begleiter im Priesterseminar St. Beat in Luzern vom 9.–11. März dieses Jahres wurde allen Teilnehmern zum vollen Erlebnis. Sie stand unter dem Leitgedanken «Umgang mit alten Menschen – Alter und Älterwerden in spiritueller Sicht». Dr. Richard Thalmann, St. Gallen, behandelte diesen Leitgedanken unter der Thematik von Glaube, Hoffnung und Liebe, dem Profil und der Dynamik der evangelischen Grundtugenden in anthropologischer Sicht. Aus dem Einstieg ins Thema ein paar Sätze: Der Mensch übersteigt im Glauben seine Begrenztheit – Der Mensch ist Leib und Geist – Der Mensch untersteht dem Prozess der Zeit – Glaube, Hoffnung und Liebe vollziehen sich in einer konkreten Umwelt.

Dann fächerte der Referent das Thema auf: Glaube als Gehorsam ist Hinhorchen auf Gott. So begegnet er dem alten Menschen neu in den langen und sehnsuchtsvollen Stunden des Alters. Der Geist des Hinhorchens und Hinhorchenkönnens wird zur Freude, unter schlechten Bedingungen zur Frage. Hoffnung ist tragende Kraft der Armut. Sie führt zu einer eigenartigen Sorglosigkeit oder Angst vor der Armut, vor Hilflosigkeit und Einsamkeit. Armut zerbricht das Hoffen. Christliche Hoffnung vermag dennoch zu hoffen. Liebe ist totale Hingabe. Liebe im Ordensleben bedeutet Verzicht auf eine nur mir eigene Gemeinschaft, auf Ehe, auf Familie mit Nachkommen. Sie ist aber Verliebtsein in Gott und maximaler Dienst in und an der Gemeinschaft. Sie wird dem älteren Menschen zur köstlichen Geborgenheit in und mit Gott. Liebe erwartet demütig Liebe und Dienst vom Mitmenschen. Die Heimat Liebender ist die Einsamkeit. In der Stille der Einsamkeit ist die Stimme des Geliebten vernehmbar. Liebe hat ein heisses Verlangen, sich zu opfern, wie der Herr es für die Menschen tat.

Diese Ausführungen des Referenten wurden begleitet von einem Vortrag von Dr. P. Thomas Kreider OSB, Mariastein, über

die Theologie der drei göttlichen Tugenden Glaube, Hoffnung und Liebe aus biblischer Sicht. Mit einer Fülle von Bibelzitaten schenkte der Vortragende eine frohe Einsicht in das Wesen dieser Tugenden.

Der letzte Vortrag galt mehr der Praxis. Anhand einiger Leitsätze führte der Referent, Dr. R. Thalmann, in die gegenseitige Aussprache. Es ging um das Verhalten der Klosterobern zu Alten und Kranken und umgekehrt: von den Alten und Kranken zu ihren Klosterobern. Daraus ergaben sich einige Richtlinien: Lass alte Menschen in ihrer geistigen Heimat leben – Erkläre ihnen die Strömungen der Gegenwart – Überlass sie nicht einem flüchtigen Zufall in einer zufälligen Begegnung – Empfiehl dich ihrem Gebet und Opfer – Ertrage geduldig ihre Schwächen – Liebe sie, damit sie an dir erleben können, was Liebe als Gelübde bedeutet.

Die Feiern der Eucharistie und des kirchlichen Stundengebetes waren tragende Höhepunkte unseres Zusammenseins. Eine frohe Atmosphäre unter den Tagungsteilnehmern schloss alle zu einer Einheit zusammen.

Am 7. bis 9. März 1988 werden wir uns wieder zu einer neuen Tagung zusammenfinden. *Gedeon Hauser*

Hinweise

Für offenere Horizonte in unseren Kirchen, in unserer Gesellschaft

Unter diesem Titel laden die Fortbildungsbeauftragten der römisch-katholischen, christkatholischen und evangelischen Kirchen in der Schweiz zu einem ökumenischen Treffen für Frauen und Männer im kirchlichen Dienst ein mit Leonardo Boff (Petrópolis/Brasilien) und Eva Renate Schmidt (Frankfurt/Gelnhausen). *Das Treffen findet am 1./2. Juni 1987 im Ausbildungszentrum des Schweizerischen Baumeisterverbandes in Oberkirch-Sursee statt.* Zum Ziel dieses Treffens schreiben die Fortbildungsbeauftragten: «In unsern eigenen Kirchen, in ökumenischen Belangen, in unserer Gesellschaft leiden wir zunehmend unter Verhärtungen. Frauen und Männer im kirchlichen Dienst, die sich auf Grund des Evangeliums und ihrer christlichen Überzeugung voller Hoffnungen aufmachen zu neuen, partnerschaftlicheren Horizonten, zum Aufbrechen von Grenzen, zum Lösen brennender Fragen unserer Zeit, rennen an gegen Ängste, Misstrauen, Trägheit, stures Besserwissen, Traditionen ... Wie könnten Aufbrüche besser gelingen? Wie können wir uns gegenseitig Mut machen? Wie finden wir miteinander und mit den vielen, die an der Basis bewegt sind und oft den Kontakt zu den institutionellen Angeboten der Kirchen verloren haben, neue Wege des Christseins, des Kircheseins heute? Das sind die Fragen, die wir anlässlich unseres ökumenischen Treffens in Sursee über alle konfessionellen Grenzen hinweg – und zusammen mit Leonardo Boff und Eva Renate Schmidt angehen möchten. In konfessionell gemischten Gruppen werden wir miteinander ins Gespräch kommen. Wir wollen Gottesdienste feiern, die wir alle mitgestalten. Wir werden Anregungen empfangen durch Referate und durch ein Podiumsgespräch. Schliesslich werden wir nach Möglichkeiten suchen, wie wir unsern Weg mutiger – und hoffentlich gestärkt – weitergehen können.»

Hallelu-Hilfsmittel

Der Jugendchor Laufental hat bei einem Konzert 27 Lieder aufgenommen: aus Hallelu I + II und Spirituals. Daraus ist eine wohlklingende Kassette entstanden.[1] Von «Singt dem Herrn» über «Nobody knows» bis zu «Kleines Senfkorn» und «Die Sache Jesu braucht Begeisterte» schmiegen sich die mehr oder weniger bekannten Melodien als gefällige Arrangements ins Ohr. Der Jugendchor wird begleitet von elektrischer Orgel, Schlagzeug, Gitarre und Querflöte. Dies ergibt einen guten rhythmischen Boden in die Songs. Doch beim Zuhören habe ich manchmal gewünscht, dass die Band auch einmal aus dem allgemeinen Schönklang ausbricht: «Babylon is falling to raise no more» wird da etwa gesungen – so süss und weich, dass Babylon sicher nie erzittert. Oder wenn es heisst: «Andere Lieder wollen wir singen, feiern das Fest der Befreiung», wäre es schön, diese explosive Kraft auch musikalisch zu hören. So gut die Band aber sonst im Sound wirkt, so wichtig ist es, dass sie zwischendurch aussetzt: «Laudate omnes gentes» tönt zum Beispiel nur a capella so toll. Alles in allem: ein ideales Hilfsmittel für alle, die Umgang mit dem «Hallelu»-Liedergut haben. *Kari Rechsteiner*

[1] Jugendchor Laufental live: Hallelu. Vertrieb: Freizyt-Lade, St.-Karli-Quai 12, 6000 Luzern 5 (Fr. 18.–).

Amtlicher Teil

Bistum Lausanne, Genf und Freiburg

Zum Diakon geweiht

Am 13. März 1987 hat Weihbischof Dr. Gabriel Bullet *Albert Dietrich* in der Kapelle des Priesterseminars zum Diakon für das Bistum geweiht. Die Priesterweihe wird am 13. September 1987 in Düdingen stattfinden.

Verstorbene

Ernst Britschgi, Pfarrer, Obbürgen

Nach schwerer Krankheit ist im Alter von nur 59 Jahren Pfarrer Ernst Britschgi gestorben. Er stammte aus Sarnen, wo er am 7. Juni 1928 geboren wurde. Schon als Bub hatte er den Wunsch geäussert, Priester zu werden. Wohl hatte der Vater daran keine Freude, er meinte, einen Sohn zu verlieren. Er wollte lieber einen Arbeiter, der bald mitverdienen hätte können. Der Vater war es auch, der nach langer Militärdienstzeit kränkelte und bereits 1948 starb. Der Mutter war ganz die Aufgabe für das Wohl der Familie überbunden. Mit viel Entbehrungen, aber mit Mut und Gottvertrauen hat sie ihre beiden Buben grossgezogen.

Als Ernst die 4. Klasse besuchte, zügelte die Familie von Wilen/Sarnen in die Schwendi. Die Mutter übernahm die Abwartsstelle im Schulhaus Schwendi. Ernst absolvierte das Gymnasium in Sarnen, um sich nachher dem Theologiestudium im Priesterseminar Chur zu widmen.

Um das Studium zu finanzieren, musste er während der Ferienzeit kollektieren. Grosse und kleine Unterstützungen von vielen guten Menschen ermöglichten ihm, Priester zu werden. Die Priesterweihe empfing er am 5. Juli 1953 in Chur. Am 12. Juli 1953 feierte er die Primiz in Stalden. Nach dem abschliessenden Studienjahr kam er im August 1954 als Vikar in die Pfarrei St. Peter und Paul nach Winterthur. Bereits drei Jahre später zog es ihn in die Innerschweiz. So war er Kaplan und Pfarrhelfer in Sarnen, Vikar in Buochs und Pfarrhelfer in Beckenried. Seit 1975 war er Pfarrer in Obbürgen.

Pfarrer Ernst Britschgi war ein feinfühlender Mensch. Er hätte keinem Menschen ein Haar krümmen können. Er liebte die Musik. Schon in seiner Jugendzeit war er ein begeisteter Trompeter. Er freute sich an Blumen und lebte intensiv mit der Natur als Schöpfung Gottes.

Dass sein Gesundheitszustand nicht der beste war, spürte er schon letztes Jahr. Müdigkeit und Spuren der Krankheit machten sich bemerkbar. Im Januar kam er ins Kantonsspital Luzern. Es zeigte sich bald, dass es keine Genesung mehr gab. Es begann für ihn ein Leidensweg, der aber nicht zur Resignation führte. Es war ein starkes und hoffnungsvolles Eingehen auf den Tod. Am 6. Fe-

bruar beendete er seinen irdischen Lebensweg. Seine Pfarrei Obbürgen nahm in einem ergreifenden Trauergottesdienst von ihm Abschied. In Stalden fand er, wie es sein Wunsch war, seine letzte Ruhestätte. Er möge jetzt seinen Lohn empfangen und da leben, wo es keinen Schmerz und keine Trauer mehr gibt, sondern Friede, Freude und Glück. Denn: ob wir leben oder sterben, wir gehören dem Herrn. *Albert Fuchs*

Neue Bücher

Kirche in Marseille

Roger Kardinal Etchegaray, Wie der Esel von Jerusalem. Was ein Kardinal sich denkt. Aus dem Französischen: J'avance comme un âne, Fayard, Paris, übersetzt von Hanns-Werner Eichelberger, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1985, 240 Seiten.

Der heutige Kurienkardinal und Präfekt der päpstlichen Kommission «Justitia et Pax» hat als Erzbischof von Marseille (1970–1984) Woche für Woche «aus pastorellem Pflichtgefühl» einen kleinen Artikel in eine Tageszeitung von Marseille geschrieben. Für ihn war diese Zeitung «ein Schleichweg», auf dem er die Menschen seiner Diözese regelmässig erreichen konnte. Der Erzbischof gebraucht in diesen Wochenendartikeln nicht den theologischen und innerkirchlichen Sprachstil mit seinem begrenzten Vokabular. Er steigt zum einfachen Menschen in der U-Bahn hinunter und entdeckt in der angeborenen, nicht in der Schule angelernten Sprache, die Sprache der Dichtung. Es sind geistreiche Causerien voll Esprit, wie es der Franzose liebt und auch meisterhaft beherrscht. In dieser eleganten Form bringt der Erzbischof in des Menschen Alltag einen christlichen Gedanken. So bekommt auch im Sprachengewirr von Marseille die Stimme der Kirche ein Organ. Zu vernehmen ist die Stimme der Ortskirche von Marseille, ihr Leben mit seinen vielschichtigen Problemen, Freud und Leid dieses Umschlagplatzes von Waren und Menschen. Und es klingt mit der Stolz, ein Marseiller zu sein ... dum praedicatur Christus. *Leo Ettlin*

Religiöse Leitartikel

Bruder Maria Emmanuel, Die Stimmgabel der Liebe. Wie finde ich Gott im Alltag? Paulusverlag, Freiburg/Schweiz 1985, 152 Seiten.

Man könnte diesen Bruder Maria Emmanuel aus dem Zisterzienserkloster Hauterive als geistliches Naturtalent ansprechen. Er scheint auch im Kloster ein Factotum zu sein, überall verwendbar, wo eine Not entstanden ist. Der ehemalige Schweizergardist mit kaufmännischem Abschluss war schon äbtlicher Sekretär, dann Leiter der Hühnerfarm, jetzt ist er Koch. In der Freizeit spielt er Gitarre und singt Lieder aufs Tonband. Seine Originalkassetten sind gefragt. In der gediegenen und gepflegten Zeitschrift der Paulus-Schwestern («Paulus Ruf») erscheinen regelmässig seine religiösen Leitartikel. Eine Sammlung solcher Artikel sind hier in einem Bändchen gesammelt.

Es ist einfache, aber solide Kost, die da aus der Klosterküche kommt, nicht gepfeffert und nicht versalzen, aber doch würzig und währschaft. Bruder Emmanuel zergliedert seine Probleme nicht. Er ist kein Grübler, der alles hinterfragt und Probleme sucht, wo keine sind. Ihm gibt die Heilige Schrift, die Regel des Klosters und der monastische Alltag Sicherheit, Ruhe und eine innere Zufriedenheit, die überzeugend wirkt und anstecken kann. *Leo Ettlin*

Joh 13–17 meditiert

Rudolf Schnackenburg, Ihr werdet mich sehen. Die Abschiedsworte Jesu nach Joh 13–17, Verlag Herder, Freiburg i. Br. 1985, 96 Seiten.

Der bekannte Neutestamentler Rudolf Schnackenburg hat diese Meditationen über die Abschiedsreden Jesu zuerst für die Wochenschrift «Christ in der Gegenwart» (November 1983–Mai 1984) geschrieben. So sind sie denn auch in 24 geschlossene und doch wieder zusammenhängende und fortschreitende Meditationseinheiten gegliedert. Schnackenburg bietet hier bewusst Meditationen, «geistliche Nahrung». Er verzichtet auf den kritisch wissenschaftlichen Kommentar und auf eine erschöpfende Behandlung der Texte. Aber diese Meditationen sind exegetisch solid abgestützt, sie schweifen nicht ab, sondern bleiben beim Text, der in seiner ursprünglichen Frische, ohne erbauliche Zutaten dasteht. Diese Meditationen wollen dem Leser helfen, auf authentische Botschaft abstützend, seine gläubige und kirchliche Existenz zu verstehen und dann auch zeugnishaft darzustellen. *Leo Ettlin*

Fortbildungs-Angebote

«Gott im Alltag begegnen»
Priesterexerzitien

Termin: 12.–18. Juli 1987.
Ort: Collegium Canisianum, Innsbruck.
Kursziel und -inhalte: Ignatianische Exerzitien. Diese Tage wollen Mut zum Beten machen. Gebet soll als Inspiration für das Bestehen des Alltags erfahren werden. Hilfe dazu bieten die zweimal täglich angebotenen Impulse und die gemeinsame Eucharistiefeier. Zur Atmosphäre dieser Tage gehört das Schweigen. Gelegenheit zur Aussprache mit dem Begleiter ist selbstverständlich. Die Teilnehmer sollten die (vollständige) Bibel zur Hand haben.
Leitung: P. Markus Kaiser SJ, Zürich.
Auskunft und Anmeldung: P. Minister, Canisianum, Tschurtschenthalerstrasse 7, A-6020 Innsbruck, Telefon 0043-52 22-21 13 15.

30tägige ignatianische Exerzitien

Termin: 31. Juli bis 31. August 1987.
Ort: Canisianum, Innsbruck.
Zielgruppe: Priester, Priesteramtskandidaten, Studenten (Einzelexerzitien).
Kursziel und -inhalte: Täglich drei bis fünf Meditationen (privat), volles Stillschweigen, tägliches Gespräch mit dem Begleiter. Interessenten an diesem Kurs werden zu einem Gespräch bis spätestens Ostern 1987 gebeten.
Leitung: P. Erich Drögsler SJ, Spiritual.
Auskunft und Anmeldung: P. Minister, Canisianum, Tschurtschenthalerstrasse 7, A-6020 Innsbruck, Telefon 0043-52 22-21 13 15.

Zum Bild auf der Frontseite

Das Kirchenzentrum Schlierbach (LU) mit der Rochus-Kapelle wurde am 14. Juli 1973 eingeweiht. Architekt war Walter Moser; über den Andachtsraum schrieb er, er werde «optisch getragen durch die schöne alte Rochusstatue sowie die einfachen, kräftigen Bildhauerarbeiten, die Alfred Huber aus Rümlang mit grossem Einfühlungsvermögen in die besondere Situation geschaffen hat».

Die Mitarbeiter dieser Nummer

Dr. Theodor G. Bucher, Professor, Alte Schanfiggerstrasse 7/9, 7000 Chur

Dr. P. Leo Ettlin OSB, Kollegium, 6060 Sarnen

Rita Frauch, Eulenweg 12, 7000 Chur

Albert Fuchs, Pfarrer und Dekan, Knirigasse 1, 6370 Stans

P. Gedeon Hauser OFMCap, Kapuzinerkloster, 9050 Appenzell

P. Markus Kaiser SJ, Hirschengraben 74, 8001 Zürich

Karl Johannes Rechsteiner, Güterstrasse 32, 3008 Bern

Schweizerische Kirchenzeitung

Erscheint jeden Donnerstag

Fragen der Theologie und Seelsorge.
Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten.

Hauptredaktor
Rolf Weibel, Dr. theol.
Frankenstrasse 7–9, Postfach 4141
6002 Luzern, Telefon 041 - 23 07 27

Mitredaktoren
Kurt Koch, Dr. theol. des., Lehrbeauftragter
St.-Leodegar-Strasse 4, 6006 Luzern
Telefon 041 - 51 47 55
Franz Stampfli, Domherr
Bachtelstrasse 47, 8810 Horgen
Telefon 01 - 725 25 35
Thomas Braendle, lic. theol., Pfarrer
9303 Wittenbach, Telefon 071 - 38 30 20

Verlag, Administration, Inserate
Raeber Druck AG, Frankenstrasse 7–9
Briefadresse: Postfach 4141, 6002 Luzern
Telefon 041 - 23 07 27, Postcheck 60-162 01-4

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 80.–;
Ausland Fr. 80.– plus Versandgebühren (Land/See- oder Luftpost).
Studentenabonnement Schweiz: Fr. 53.–.
Einzelnummer: Fr. 2.– plus Porto.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.

Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Montag, Arbeitsbeginn.

Ein sinnvoller Brauch, die gleiche Osterkerze wie in der Kirche aber in Kleinformat für die Wohnstube.

Wir offerieren Ihnen als

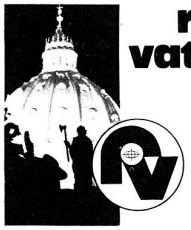
Hausosterkerzen

12 verschiedene Sujets zu äusserst günstigen Preisen.

Verlangen Sie Muster und Offerte!

Herzog AG Kerzenfabrik
6210 Sursee 045 - 21 10 38

radio vatikan



deutsch

täglich: **6.20 bis 6.40 Uhr**
20.20 bis 20.40 Uhr

MW: 1530
KW: 6190/6210/7250/9645

Wer will, dass diese Welt bleibt, wie sie ist, der will nicht, dass sie bleibt.

Wir suchen auf Herbst (Schulbeginn 19. Oktober 1987) eine(n) vollamtliche(n)

Katecheten (-in) oder Pastoralassistenten (-in)

Aufgabenbereich:
- Religionsunterricht an Unter-, Mittel- und Oberstufe
- Mitarbeit in den Jugendvereinen
- Mitarbeit in der Pfarreiseelsorge

Wir erwarten:
- eine abgeschlossene Ausbildung an einem katechetischen Institut oder gleichwertige Ausbildung
- Freude an der Mitarbeit

Wir bieten eine Besoldung und Pensionskasse auf der Grundlage örtlicher Lehrerbesoldung.

Weitere Auskünfte erhalten Sie von Herrn Pfarrer Anton Haefelin, 9113 Degersheim, Telefon 071 - 54 11 85, oder von Herrn Ignaz Zimmermann, Kirchenverwaltungspräsident, 9113 Degersheim, Telefon 071 - 54 24 88, an den Sie auch Ihre schriftliche Bewerbung richten wollen

Röm.-kath. Kirchgemeinde Ennetbürgen NW

Infolge Erkrankung des bisherigen Stelleninhabers suchen wir auf Schuljahr 1987/88 oder nach Übereinkunft eine(n)

vollamtliche(n) Katecheten(in)

für

- Religionsunterricht (Oberstufe)
- Jugendbetreuung

Unsere Gemeinde umfasst etwa 2500 Katholiken und wird von einem Pfarrer, einem Resignaten und einem Pfarrhelfer betreut, die dringend eine Unterstützung im obgenannten Wirkungskreis benötigen.

Nähere Auskünfte erteilt gerne das Pfarramt Ennetbürgen, Buochserstrasse 6, 6373 Ennebürgen, Telefon 041 - 64 11 78

Schriftliche Bewerbungen sind zu richten an den Präsidenten der Röm.-kath. Kirchgemeinde Ennetbürgen, Herrn Alois Odermatt, Allmendstrasse 28, 6373 Ennetbürgen, Telefon 041 - 64 15 13

Katholische Kirchgemeinde Luzern

Wir suchen für die **Pfarrei St. Maria** im Stadtzentrum von Luzern auf den 16. August 1987 (oder nach Vereinbarung) eine(n)

Katecheten/-in (oder Laientheologen/-in)

Hauptsächliche Aufgaben sind:
- Religionsunterricht in Oberstufenklassen und Mittelschule
- offene Jugendarbeit
- Kontaktperson zwischen den Bewohnern eines Neubauquartiers und der Pfarrei

Wir erwarten:
- abgeschlossene Ausbildung im Katechetischen Institut Luzern (oder gleichwertige Ausbildung)
- Kenntnisse und/oder Erfahrung in Jugendarbeit und/oder Erwachsenenbildung
- Kontaktfreudigkeit
- Wohnsitznahme im Neubauquartier

Wir bieten:
- Besoldung und Pensionskasse gemäss Reglement der Kath. Kirchgemeinde Luzern
- an Zusammenarbeit interessiertes Team

Interessenten richten ihre Bewerbung an:
- Pfarramt St. Maria, Postfach 190, 6000 Luzern 7, Telefon 041 - 23 14 67
  oder
- Felix Hangartner, Verwalter der Kath. Kirchgemeinde Luzern, Neustadtstrasse 7, 6003 Luzern, Telefon 041 - 23 77 72.

Von dort erhalten Interessenten auch nähere Auskünfte

Wir verbessern die Verständlichkeit in Ihrer Kirche.

Wir bieten Ihnen kostenlos und unverbindlich unsere Mikrofonanlage zur Probe.

Wir kooperieren mit der bekannten Firma Steffens auf dem Spezialgebiet der Kirchenbeschallung und haben die Generalvertretung für die Schweiz übernommen.

Seit über 25 Jahren entwickelt und fertigt dieses Unternehmen spezielle Mikrofonanlagen für Kirchen auf internationaler Ebene.

Über Steffens Anlagen hören Sie in mehr als 4500 Kirchen, darunter im Dom zu Köln oder in der St. Anna Basilika in Jerusalem.

Auch arbeiten in **Chur, Brütten, Davos-Platz, Dübendorf, Engelburg, Immensee, Meisterschwanden, Morges, Moudon, Nesslau, Ramsen, Ried-Brig, Schaan, Volketswil, Wasen, Oberwetzikon, Wil** und **Winterthur** unsere Anlagen zur vollsten Zufriedenheit der Pfarrgemeinden.

Mit den neuesten Entwicklungen möchten wir eine besondere Leistung demonstrieren.

Steffens Elektro-Akustik

Damit wir Sie früh einplanen können schikken Sie uns bitte den Coupon, oder rufen Sie einfach an. **Tel. 042-221251**

Coupon:

Wir machen von Ihrem kostenlosen, unverbindlichen Probeangebot Gebrauch und erbitten Ihre Terminvorschläge. ○

Wir sind an einer Verbesserung unserer bestehenden Anlage interessiert. ○

Wir planen den Neubau einer Mikrofonanlage. ○

Bitte schicken Sie uns Ihre Unterlagen.

Name/Stempel: _____

Strasse: _____

Ort: _____

Telefon: _____

Bitte ausschneiden und einsenden an:
Telecode AG, Industriestrasse 1
6300 Zug, Telefon 042/221251

N/3/87

44jähriger Theologe (Laie) sucht auf Frühjahr (Sommer)

Stelle in Pfarrei

Sekretariatsarbeiten, Predigten, Hausbesuche und evtl. Schule.

Angebote bitte unter Chiffre 1489 an die Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

Suche

Muttergottes-Statue

Fatima oder Lourdes.

Angebote bitte an Peter Kuoni, Schlossfeld, 6130 Willisau

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
055 53 23 81

Bücher des 16./17. Jahrhunderts (Helvetica, auch jünger) zu kaufen gesucht.

Angebote bitte unter Chiffre 1487 an die Schweiz. Kirchenzeitung, Postfach 4141, 6002 Luzern

Journet Charles
Der heilige Niklaus von Flüe
236 Seiten, kart., Fr. 30.–.
Eine klassische theologische Interpretation des Lebens von Bruder Klaus.
Zu beziehen bei: Raeber Bücher AG, Frankenstrasse 9, 6002 Luzern, Telefon 041 - 23 53 63

Restauratoren-Team

mit langjähriger Erfahrung in Konservierung und Restaurierung von

Gemälden, Skulpturen (Altäre, Wandmalereien)
Vergoldung (Turmspitzen, Zifferblätter)

empfiehlt sich für fachmännische Beratung.

Anfragen bei Wolfgang Wild, Wuhrstrasse 27, 8003 Zürich, Telefon 01 - 463 12 43

Ferienwohnung

Auf Eggbergen (1440 m ü. M.) ob Altdorf besteht die Gelegenheit, zu günstigen Bedingungen eine Ferienwohnung zu mieten.

Zusammen mit der Kapelle wurde eine Wohnung mit 2 Zimmern und Küche gebaut.

Vor allem möchte man Priestern diese Wohnung zur Verfügung stellen. Wenn möglich sollte am Sonntag die hl. Messe mit der Bevölkerung und den Feriengästen gefeiert werden (ohne Predigtverpflichtung).

Nähere Auskunft erteilt Johann Schuler-Regli, Attinghauserstrasse 28, 6460 Altdorf, Telefon 044 - 2 17 56

A. Z. 6002 LUZERN

Herr
Dr. Josef Pfammatter
Priesterseminar St. Luzi
7000 Chur

7989

13/26. 3. 87